Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

*kultur*land oldenburg

Ausgabe 1.2014 | Nr. 159
3,80 €

oldenburgische landschaft

- *Vor 200 Jahren:* Schlossgarten Oldenburg angelegt
- *Vor 150 Jahren:* DRK-Landesverband gegründet
- *Vor 100 Jahren:* Theodor Francksens Vermächtnis
- *Heute:* Der Friseur für Kopfweiden

Inhaltsverzeichnis

2 **„Der Schlossgarten ist ein Juwel“**
Jessica Leffers zum Schlossgarten-Jubiläum
7 **Bühnenstars mit großer Klappe**
Mechtild Nienaber baut die Puppen fürs Oldenburger Theater Laboratorium
11 **Aus unglücklicher Familiengeschichte wird Glücksfall**
100 Jahre Theodor-Francksen-Stiftung
16 **Schützenverein schreibt Geschichte**
DRK-Landesverband Oldenburg
19 **„Die Eigenständigkeit aufgeben – das ist mit mir nicht zu machen“**
Oldenburgs DRK-Präsident Dieter Holzapfel über den Landesverband
24 **Die Gründung war eine Rückkehr zur alten Ordnung**
200 Jahre Oberlandesgericht Oldenburg
26 **Termin beim „Kopfweiden-Friseur“**
Die Struwwelpeter unter den Bäumen sind ein uraltes Kulturgut
30 **Premiere und Uraufführung an einem Abend**
Schlossabend zum 85. Geburtstag des Oldenburger Historikers Professor Dr. Heinrich Schmidt
32 **„Über den Wolken“**
Gemeinsame Franz-Radziwill-Schau in Dangast und Jever
34 **Westerstede blüht wieder auf**
Größte Rhododendronschau in Europa
36 **In memoriam**
Offizial em. und Weihbischof em. Dr. Max Georg Freiherr von Twickel
38 **Nicht mehr nur vom Wetter abhängig**
Landwirtschaftskammer steht seit mehr als 100 Jahren den Bauern zur Seite
39 **Einladung zum Entdecken**
Eine neue Reihe von Kirchenführern
40 **Die Versammlung „gerockt“**
Ein entspannter „Landschaftstag“
42 **„Von wegen weibliche Bescheidenheit“**
Uni-Vizepräsidentin Budde stellt drei „Oldenburger Heldinnen“ vor
44 **Ein durchaus wehrhafter Besitz**
Archäologische Ausgrabungen in der Burg Specken
46 **Verfechter der Abstraktion**
Reinhard Pfennig wäre 100 Jahre alt geworden
49 **Plattdüütsch**
52 **Die Chance für junge Künstler**
Das Förderprogramm „Start Your Art“
54 **Blick ins Wohnzimmer**
Ausstellung „Sammeln im Norden“ in der Kunsthalle Wilhelmshaven
55 **Im „Wilhelm13“ zuhause**
Der Jazzclub Alluvium
56 **Der etwas andere Förderverein**
Der Verein „Lebendiges Museum e. V.“
57 **In memoriam**
Jan A. Ahlers
58 **kurz notiert**
60 **Neuerscheinungen**
62 **In memoriam**
Ursula Wacker
Günter Osterloh
63 **Zum guten Schluss**

Titelbild:

Zwischen diesen beiden Bildern liegen fast 150 Jahre. Das Hofgärtnerhaus im Oldenburger Schlossgarten auf einem Bild aus dem Jahr 1867 und ein Frühlingsbild aus diesen Tagen. *Foto: Markus Hibbeler, kleines Foto: Niedersächsisches Landesarchiv*

Impressum

***kultur*land Oldenburg**
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Redaktionsschluss
für Heft 160, 2. Quartal 2014,
ist der 15. Mai 2014.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen!

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JMH.)

Weitere Autoren:
Günter Alvensleben (GA.)
Stefan Meyer (SM.)
Rainer Rheude (RR.)
Heinrich Siefer (HS.)
Matthias Struck (MS.)
Dr. Jörgen Welp (JW.)

Gestaltung:
mensch und umwelt, 26122 Oldenburg

Druck:
Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven

Verlag:
Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich.
© 2014 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann mit einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.

Einzelheft 3,80 €.

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Alles neu macht der Mai …“, dichtete 1818 Hermann Adam von Kamp zum Frühlingsbeginn.

Die Oldenburgische Landschaft startete dieses Jahr deutlich früher und mit einigen Neuerungen in die schönste Jahreszeit. So fand am 8. März der erste Landschaftstag statt, eine neue Form der gewohnten Frühjahrslandschaftsversammlung: ganz frei von Regularien und auf ein Thema zugeschnitten. Außerdem stehen künftig die kulturellen Besonderheiten der gastgebenden Stadt oder des Landkreises im Mittelpunkt. Das Thema des ersten Landschaftstages – „Oldenburgerinnen, die Stadt und Land bewegten“ – nahm Bezug zum gleichzeitig stattfindenden Weltfrauentag. Mit Musik, Theater und der Gelegenheit, die Kultureinrichtungen der Stadt zu besuchen, stellte sich „Wilhelmshaven als Kulturstadt“ den zahlreichen Gästen dar. Die Resonanz zeigte sich nicht nur in der großen Zahl der Gäste, sondern auch in den durchweg positiven Rückmeldungen, die wir erhalten haben (mehr dazu ab Seite 40).

Und noch etwas ändert sich: Ab dem kommenden Heft von *kultur*land oldenburg finden Sie an dieser Stelle kurze Beiträge von Persönlichkeiten aus dem Oldenburger Land, die etwas zu einem ihnen wichtigen Thema aus unserem Aufgabengebiet zu sagen haben. Wir sind gespannt, was hier in nächster Zeit zu lesen sein wird, und freuen uns auf lebendige Beiträge.

Und eine dritte Neuigkeit kann für dieses Frühjahr angekündigt werden: Am 27. April findet im gesamten Oldenburger Land der 1. Tag der Gästeführung statt, eine Aktion unserer Arbeitsgemeinschaft Kulturtourismus. Lassen Sie sich verführen, ganz Neues, aber vielleicht auch Wohlbekanntes im Oldenburger Land zu entdecken. Informationen finden Sie unter www.kulturtourismus-ol.de.

Die Oldenburgische Landschaft wünscht Ihnen
ein sonniges Frühjahr und ein frohes Osterfest!

Thomas Kossendey
Präsident

Dr. Michael Brandt
Geschäftsführer

„Der Schlossgarten ist ein Juwel“

Neue Quellenforschungen zu umstrittenen Jahreszahlen – Jessica Leffers ist Projektkoordinatorin für das Schlossgarten-Jubiläum

Frau Leffers, bei der Vorstellung des Veranstaltungsprogramms zum 200-jährigen Bestehen des Schlossgartens hieß es, der historische Garten entfalte „bundesweite Strahlkraft“, das Jubiläum lasse sich auch überregional vermarkten. Was kann ein Besucher aus, sagen wir mal Braunschweig oder Itzehoe, im Oldenburger Schlossgarten erfahren, was er nicht auch in heimischen Parkanlagen findet?

Jessica Leffers: Was einen Besuch des Schlossgarten-Jubliäums auch für auswärtige Gäste lohnenswert macht, ist die Vielfalt der Projekte, die im Laufe dieser viereinhalb Monate von Ende April bis Anfang September vorgestellt werden. Es ist ein breites Spektrum unterschiedlicher Perspektiven auf den Schlossgarten, immer verknüpft auch mit dem generellen Thema Gartenkultur. Der Schlossgarten wird aus kulturgeschichtlicher, historischer, künstlerischer und naturwissenschaftlicher Sicht beleuchtet, eine spannende Angelegenheit, wie ich finde. Die Aussage, das Jubiläum entfalte „bundesweite Strahlkraft“, bezieht sich darauf, dass die Veranstaltungsreihe versucht, einerseits die historische Gestaltung dieses nach dem Vorbild englischer Landschaftsgärten angelegten Parks, der längst ein Kulturdenkmal ist, zum Thema zu machen, und andererseits auch die zeitgenössische Nutzung dieses beliebten und liebevoll gepflegten Naherholungsgebietes mitten in der Stadt zu präsentieren. Der Schlossgarten ist ein Juwel für Oldenburg, auch weil er ja weitgehend in der Gestalt aus der Gründungszeit erhalten geblieben ist, was nicht viele andere Parks aus dieser Zeit vorweisen können. Insofern lohnt es sich allemal, nach Oldenburg zu kommen.

Foto: Markus Hibbeler

Machen Sie für das Jubiläum auch überregional Werbung?

In der „DB mobil“, der Zeitschrift der Bundesbahn mit einer Millionenauflage, stand erst kürzlich ein Artikel über das Schlossgarten-Jubliläum. Anlass ist das „Jahr der Landesgeschichte“, bei dem Oldenburg, Hannover und Braunschweig mit ihren jeweils eigenen Projekten als Partner auftreten.

Der Schlossgarten heißt ja Schlossgarten, weil er ursprünglich an das Schloss angrenzte. Die Verkehrsachse Schlosswall hat diese Verbindung ein für alle Mal gekappt. Eine erste Idee, für die Zeit des Jubiläums eine Brücke vom Schloss zum

Jubiläumsfeier am 1. April 1914: Das Hof- und Gartenpersonal des Schlossgartens ist im feinen Zwirn vor dem Teepavillon angetreten. *Foto: Niedersächsisches Landesarchiv*

Eigentlich war der Schlossgarten ja schon 1808 in seinen Grundzügen fertig. Warum hat man in Oldenburg entschieden, erst den zweiten Anlauf nach der napoleonischen Besatzung 1814 als Gründungsdatum zu feiern?

Im Zusammenhang mit diesen umstrittenen Jahreszahlen wurde im Vorfeld des Jubiläums viel recherchiert. Fest steht, dass 1914 das 100-jährige Bestehen gefeiert wurde, es gibt dazu Fotos und Zeitungsartikel. Neue und intensive Quellenforschungen haben überdies zutage gefördert, dass das Hofgärtnerhaus doch erst 1810 gebaut wurde, was deshalb von Bedeutung ist, weil das von Ihnen angesprochene Gründungsdatum 1808 wesentlich auf der Annahme basierte, dass in diesem Jahr das Hofgärtnerhaus gebaut worden sei. Das ist jetzt widerlegt. Und auch die konkreten Planungen für den Schlossgarten sind nach diesen neuen Erkenntnissen erst 1809 losgegangen, sodass man schon davon ausgehen kann, dass der Schlossgarten erst nach der napoleonischen Besatzung wirklich Gestalt annahm. Kurzum: Nachdem 1914 das 100-jährige Bestehen gefeiert worden ist, ist es nur konsequent, das 200-jährige Bestehen in diesem Jahr zu feiern.

Schlossgarten zu bauen, wurde offenbar verworfen. Wie soll insbesondere auswärtigen Besuchern diese heute nicht auf Anhieb erkennbare Beziehung zwischen Schloss und Garten verdeutlicht werden?

Da muss ich Sie leider korrigieren: Es gab nie einen direkten Zugang vom Schloss zum Schlossgarten. Die schöne Idee, zeitweise eine Brücke vom Schloss zum Garten zu schlagen, konnten wir leider nicht umsetzen, es wäre zu teuer geworden. Das Thema wird aber in der Ausstellung im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte aufgegriffen, zum Beispiel haben wir Fotos von dem Kinderspielplatz aufgetrieben, der einmal zwischen Pulverturm und Elisabeth-Anna-Palais lag, also genau dort, wo jetzt der Schlosswall verläuft. Die Diskussion um den Bau des Schlosswalles, den die Oldenburger übrigens guthießen, und später dann um den Bebauungsplan 164, der eine Verkehrsachse quer durch den Schlossgarten vorsah und auf mächtigen Protest stieß, wird ebenfalls dokumentiert.

Das Programm zum Jubiläum umfasst inzwischen mehr als 170 Veranstaltungen. Worauf wurde das Hauptaugenmerk gelegt: Auf die Vermittlung des historischen Hintergrundes oder doch eher darauf, den Garten als attraktives innerstädtisches Erholungsgebiet und beliebten Freizeitbereich darzustellen?

An den Projekten sind fünf Museen aus der Region und die Landesbibliothek beteiligt, wobei jeweils ein ganz spezieller Blick auf den Schlossgarten geworfen wird. Das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte beschäftigt sich mit der Historie des Parks und mit künstlerischen Perspektiven aus Vergangenheit und Gegenwart; so werden sowohl Werke von Künstlern wie Theodor Presuhn oder Elise Lasius als auch von zeitgenössischen Künstlern, die im Vorjahr Fotos im Park

gemacht oder Gräser gesammelt haben, in die Ausstellung geholt. Das Landesmuseum für Natur und Mensch widmet sich der Frage, wie Eingriffe des Menschen in die Natur zu bewerten sind, indem es die Artenvielfalt im Schlossgarten mit einem im Ursprungszustand belassenen Areal vergleicht. Die Landesbibliothek beschäftigt sich

Seit Generationen ein Ort zum Sonnenbaden: Gewächshaus und Rosengarten im Schlossgarten, ein Foto aus den 1950er-Jahren. Foto: Stadtmuseum/Günter Nordhausen

mit Gärten in der romantischen Literatur und das Stadtmuseum mit Oldenburgs Ruf als Gartenstadt. Das Museumsdorf Cloppenburg wird auf seinem Gelände Pflanzen aus der Biedermeier-Zeit neu anpflanzen. Das Schlossmuseum Jever schließlich, dessen Schlosspark bekanntlich nach dem Oldenburger Vorbild angelegt wurde und als dessen „kleiner Bruder" gilt, geht der Frage nach, wo sich englische Landschaft in friesischen Gärten widerspiegelt.

Welche drei oder vier Veranstaltungen sollten sich nach Ihrer Einschätzung die Oldenburger, aber auch Gäste von außerhalb auf keinen Fall entgehen lassen?

Das ist nicht leicht zu beantworten, weil das Angebot so riesengroß ist. Ich selbst freue mich besonders auf den „Tag des Gartens" am 15. Juni. An diesem Tag werden verschiedene Möglichkeiten angeboten, auf den Schlossgarten herabschauen zu können, vom Turm der Lambertikirche, von einer Hebebühne im Garten selbst oder vom Elisabeth-Anna-Palais. Und ganz sicher werden die fünf bunten Baumhäuser im Park, gestaltet von dem international renommierten Baumhaus-Architekten Andreas Wenning, eine der großen Attraktionen sein. Bei allen Veranstaltungen im Schlossgarten ist übrigens, bis auf ein paar Ausnahmen, etwa Lesungen, der Eintritt frei.

Das Gespräch führte Rainer Rheude

„Euer GARTEN ist die Welt"

200 Jahre Oldenburger Schlossgarten: Unter dem Motto „Euer Garten ist die Welt" feiern Kulturinstitutionen in Oldenburg, Jever und Cloppenburg vom 26. April bis 7. September mit zahlreichen Veranstaltungen und Ausstellungen das 200-jährige Bestehen des Parks. Der rund 16 Hektar große, im Stil eines englischen Landschaftsgartens angelegte Schlossgarten gehört zu den bedeutenden historischen Parkanlagen in Deutschland. In den 200 Jahren seines Bestehens erfuhr er nur wenige Eingriffe, sodass er sich bis heute fast unverändert, zum Teil sogar mit ursprünglichen Baumbeständen, dem Besucher darbietet. Seit 1978 steht er unter Denkmalschutz. Als besonderes Highlight zum Schlossgarten-Jubiläum laden fünf temporäre Baumhäuser, realisiert durch den international bekannten Baumhausarchitekten Andreas Wenning, dazu ein, den Park aus ganz neuen Perspektiven zu erfahren. Nach historischen Entwürfen werden ein Teppichbeet neu angelegt und historische Wegeführungen rekonstruiert. Eine Schaubaustelle gibt Einblicke in die Aufgaben moderner Denkmalpflege. An Veranstaltungen werden im Laufe der Monate unter anderem stattfinden: ein Gartenflohmarkt im Küchengarten, ein Gartengottesdienst, die Rosentage und eine Kakteenschau.

Ausstellungen

Das **Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte** präsentiert in seiner Ausstellung „200 Jahre Schlossgarten Oldenburg" die Geschichte des Parks und seine Präsenz in der Kunst anhand von Plänen, historischen Fotografien, Postkarten und anderen Objekten von seinen Anfängen bis in die Gegenwart. Historische Ansichten des Gartens unter anderem von Theodor Presuhn d. Ä. und Richard tom Dieck spiegeln die Präsenz des Gartens in Kunstwerken aus vergangenen Epochen; internationale Künstlerinnen und Künstler der Gegenwart (darunter Simone Nieweg, Laurenz Berges, Oliver Godow, Cornelia Genschow und Carmen Müller) erkunden auf „Künstlerspaziergängen" den heutigen Schlossgarten. Laufzeit: 26. April bis 7. September.

Das **Landesmuseum Natur und Mensch** gibt mit seiner Ausstellung „natur.wert.schätzen." Einblicke in die Tierwelt des Schlossgartens und vergleicht sie mit der eines Lebensraumes, wie er weitgehend ungeformt von Menschenhand dort aussehen könnte: Das Gelände des heutigen Schlossgartens wäre ein sumpfiger Auenwald an der Hunte. Die Besucher können in der interaktiven Ausstellung verschiedene Sichtweisen auf die Natur kennenlernen. Laufzeit: 26. April bis 7. September 2014.

Der Garten als ein vom Menschen gestalteter Naturraum gewinnt in der Romantik eine neue Dimension in der Literatur. Für das Jubiläumsjahr blättert die Ausstellung „Gärten in der romantischen Literatur" in der **Landesbibliothek** dieses einzigartige Kapitel der deutschen Litera-

Fünf bunte Baumhäuser des international renommierten Baumhausarchitekten Andreas Wenning laden dazu ein, den Park aus einer ganz neuen Perspektive kennenzulernen. Foto: Landesmuseum

turgeschichte in drei Stationen für den Betrachter auf. Laufzeit: 9. Mai bis 16. August.

Wie kaum eine andere Stadt versteht sich Oldenburg mit seinem hohen Anteil an Eigenheimen als „Gartenstadt". Das **Stadtmuseum** widmet sich daher mit der Ausstellung „Oldenburg – Stadt der Gärten" der Geschichte der Stadt im Spiegel ihrer Gartenkultur. Im Mittelpunkt steht die Entwicklung privater Gärten von den frühen Bürgergärten bis zur Vielfalt der Moderne, aber auch ihre Gefährdungen in jüngerer Vergangenheit etwa durch den Umbau Oldenburgs zu einer verkehrsgerechten Stadt in den 1960er/1970er-Jahren. Laufzeit: 15. Juni bis 31. August.

Das **Museumsdorf Cloppenburg** schöpft für das Ausstellungsprojekt „Pflanzenwelten im ländlichen Biedermeiergarten" aus seinen umfangreichen Beständen und widmet sich der ländlichen Pflanzkultur der Biedermeierzeit. Scherenschnitte – sogenannte Silhouetten von Caspar Dilly – bilden den Ausgangspunkt, um bevorzugte Zierpflanzen dieser Zeit zu identifizieren, zu bestimmen und in den historischen Hausumgebungen zu präsentieren. Laufzeit: 25. Mai bis 31. August.

Das **Schlossmuseum Jever** wird mit dem Projekt „Englische Landschaft in friesischen Gärten" der Frage nachgehen, wo das Vorbild des Oldenburger Schlossgartens in den Gärten der geistigen, politischen und wirtschaftliche Elite in den Marschenlanden und angrenzenden Geestgebieten fassbar wird. Diese Garten-Kostbarkeiten lassen sich, ausgestattet mit Broschüren und Routenvorschlägen, auf eigene Faust oder nach Anmeldung mit kompetenter Führung auf Spaziergängen, per Fahrrad oder Auto entdecken. Laufzeit: ab 26. April.

Für das Schlossgarten-Jubiläum hat die Künstlerin Antje Schiffers das Projekt **„Die Concierge hat Gäste"** entwickelt: In der Pförtnerloge am Eingang des Schlossgartens (beim Bootsverleih) bereiten ehrenamtliche Concierges den Besuchern einen persönlichen Empfang mit Informationen über den Park, es werden Picknickdecken verliehen und ungewöhnliche Souvenirs angeboten. Laufzeit: ab 26. April.

Termine im Überblick (Auswahl)

26. April
Erster Tag der Ausstellungen „200 Jahre Schlossgarten Oldenburg" im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte und „natur.wert. schätzen." im Landesmuseum für Natur und Mensch

Pflanzen- und Gartenflohmarkt

10. Mai
Eröffnung „Stadtgärten" mit Bezug zum Schlossgarten-Jubiläum

18. Mai
Oldenburger Schlossgartentour, eine Fahrradtour zu den Schlossgärten in Jever, Rastede und Oldenburg in Zusammenarbeit mit dem ADFC Oldenburg

7. und 8. Juni
Rosentage im Küchengarten

15. Juni
Tag des Gartens

21. und 22. Juni
Hortensientage im Schlossgarten

28. Juni
Diskussionsforum „natur.wert. schätzen.", Landesmuseum für Natur und Mensch

4. Juli
Workshop „Biedermeiergärten" im Museumsdorf Cloppenburg

6. Juli
Gartengottesdienst

7. September
Versteigerung der Baumhäuser im Schlossgarten

Latex

Oft arbeitet die Künstlerin stundenlang an einem einzigen Detail. Da braucht es eine Schafsgeduld …

Bühnenstars mit großer Klappe

Mechtild Nienaber baut die Puppen fürs Oldenburger Theater Laboratorium

Von Karin Peters (Text) und Peter Andryszak (Fotos)

Sie haben runzelige Gesichter und ein abgewetztes Fell, sehen hinreißend komisch aus oder schleppen sich mit Tränensäcken und Hängeschultern über die Bühne, dass es einen in der Seele schmerzt. Mechtild Nienaber baut Theaterpuppen, die ein Publikum in Oldenburg und ganz Deutschland begeistern. Figuren, denen nichts Menschliches fremd ist und die – einmal erlebt – für immer im Herzen bleiben.

Da ist zum Beispiel Herr Schaf. Ein Dickkopf. Und ein Lästermaul obendrein. Griesgrämig hockt er auf Nienabers Arbeitstisch und streckt ihr die Füße entgegen. „Wie lange dauert das denn noch?" scheint er zu nörgeln, „kann doch wohl nicht so schwierig sein, mal eben ein paar Klauen anzunähen." Autsch, schon wieder zwickt die Nadel. „Ein Schietkram ist das hier, jawoll!"

Mechtild Nienaber, genannt Meggi, lacht. Nett sieht sie aus mit ihrer wilden roten Lockenpracht und der roten Brille auf der Nase. Oh ja, Herr Schaf habe es es faustdick hinter den Ohren, verrät die Puppenbauerin. Sie setzt den widerspenstigen Bock wieder in Positur, prüft die Beweglichkeit seiner Gelenke und fädelt einen neuen Faden ein. Er soll im Berliner Figurentheater Zitadelle auftreten und zusammen mit seinem Kumpel einen Haufen altersschwacher Stadtmusikanten aufmischen. Eine Rolle, die ihm buchstäblich auf den Leib geschneidert ist.

Geschöpfe aus Watte und Zwirn

Puppenbauerinnen, wie Mechtild Nienaber eine ist, sind selten in Deutschland. Um sie zu finden, muss man weit hinaus aufs Land, durch moorige Gegenden und an einsamen Höfen vorbei. Ahausen heißt das Dorf südöstlich von Bremen. Oben, auf dem Dachboden eines alten Bauernhauses, hat sie sich mit ihrem Atelier versteckt. Ein Kater mit blauer Mütze und riesigen Pfoten, mal als Pädagogik-Puppe in einem Museum gedacht, spielt jetzt Empfangschef am Fenster. An ihm kommt keiner vorbei, der durch die Bodenluke in die Werkstatt kraxelt.

Erster Eindruck: Künstler-Chaos. Ein Sammelsurium unterschiedlichster Tische und Schränke aus allen Lebensepochen. Skizzen, Stifte, Bücher, Scheren, Arbeitsmaterial und eilig hingekritzelte Notizen, dazwischen eine Werkbank mit Folterinstrumenten wie Bohrer und Schraubzwinge, ein Bügelbrett, Kisten und Nähkästchen. „Wo die wilden Kerle wohnen" prangt bezeichnenderweise auf einem Plakat, das sie für ein Puppenstück nach dem berühmten Kinderbuchklassiker entworfen hat und das die Hauptfigur, den kleinen widerspenstigen Max, zeigt – ein Nienaber-Original. Sie folgt dem Blick zum Poster. „Na ja, war auch schon mal aufgeräumter hier," entschuldigt sie sich fast verlegen und grinst.

Seit fast schon einem Vierteljahrhundert widmet Meggi ihr Leben den skurrilen Geschöpfen aus Stoff und Polyesterwatte. Aus ihrer Werkstatt stammen unvergleichliche Charaktere wie „der kleine Angsthase“, der philosophische Wolf aus den „Rotkäppchen-Variationen“, Charlotte, die wundervolle alte Dame, die in der „Milchbar“ nach verschütteten Erinnerungen sucht oder „Grüffelo“, der am liebsten Butterbrot mit Mäusen frisst. Viele sind es, so viele, dass sie den Überblick längst verloren hat. Neben sogenannten Tischpuppen, die meist mit Griff oder Stab geführt werden, fertigt Nienaber vor allen Dingen Klappmaulpuppen an. Das sind Figuren, deren Münder durch die Hand des Spielers geöffnet und geschlossen werden. Auch Herr Schaf gehört zu dieser Rasse.

Frosch auf der Karriereleiter

Mit einem Frosch fing alles an, erzählt die 1963 in Stuttgart geborene Künstlerin. Sie habe in den 80er-Jahren an der Akademie für Bildende Künste studiert und sich nebenbei als Aushilfe im Stuttgarter Puppen- und Figurentheater die ersten Mäuse verdient. Dort lernte sie auch Matthias Kuchta kennen, schon damals ein Star in der Figurentheaterszene. Irgendwie muss ihm die rothaarige Kulissenschieberin wohl aufgefallen sein. Jedenfalls fragte er sie eines Tages, ob sie nicht mal eine Puppe für ihn bauen wolle. Der Froschkönig sollte es sein. „Ich hatte keine Ahnung, wie man das macht“, gibt Nienaber zu, „aber er sagte, er zeigt mir das – alles ganz einfach.“ Schwierig, echt schwierig, sei es gewesen. Zumal für Leute wie sie, eine leidenschaftliche Perfektionistin. Am Ende stand der Frosch am Anfang einer wundervollen Karriere. Kuchta, Chef des „Lille Kartofler Figurentheaters“ in Düsseldorf, arbeitet noch heute eng mit seiner „Entdeckung“ zusammen. Ebenso wie Pavel Möller-Lück. Damals war er der künstlerische Leiter am Stuttgarter Puppentheater. Heute gehört sein Oldenburger „Laboratorium“ zu den ganz wenigen Theatern in Deutschland, die ständig ausverkauft sind und wo die Leute Schlange stehen, um vielleicht noch eine der kurzfristig abgesagten Restkarten zu ergattern. Bei fast bei allen seinen Inszenierungen spielen Nienabers Figuren mit.

Dem Auftritt im Rampenlicht geht ein langer kreativer Prozess voraus. Meggi geht an ihren Zeichentisch. Da liegen Skizzen von Herrn Schaf und seinem Kumpel, ihren Hufen, ihren Posen. „Der Regisseur sagt mir, welche Charaktere er für sein Stück benötigt“, erklärt sie, „daraus entwickele ich die Figuren, und erst, wenn sie fertig sind, schreibt er die entsprechenden Rollen für sie.“ Mit anderen Worten, Puppenbauerin und künstlerische Leitung stehen im ständigen Austausch und inspirieren sich gegenseitig. Herr Schaf zum Beispiel ist der Boss. Er soll schlau, aber auch ein bisschen fies aussehen. Nienaber greift zum Stift und zieht noch mal die Konturen nach. Schmale Augenschlitze, Doppelkinn, Hängebauch. Das andere Schaf ist „dämlich, aber lieb“, ein schmächtiges Kerlchen mit einem verzweifelten Büschel Haare auf dem Kopf. – „Ein Paar wie Dick und Doof“, schmunzelt die Puppenbauerin.

Eigensinnige Persönlichkeiten

Trotz aller Skizzen und Entwürfe weiß sie aber vorher nie genau, was ihren Geschöpfen so alles einfällt. Manche „entpuppen“ sich während der Herstellung ganz anders als vorgesehen. Da nimmt ein Esel durchaus mal die Züge eines Nilpferdes an. Und Herr Schaf tendierte anfangs – störrisch, wie er nun mal ist – eindeutig in Richtung Kamel. „Die Puppen entwickeln ihre eigene Persönlichkeit“, ist die Künstlerin überzeugt, „und die muss man ernst nehmen.“ Im Zweifelsfall wird ihre Rolle umgeschrieben.

Eine „große Klappe“ haben sie jedenfalls alle. Nienaber kramt aus einer alten Nähtruhe eine Art Handschuh hervor, der sich oben in zwei Hälften teilt und spreizt ihn wie ein Maul auseinander. Das sei der Ausgangspunkt einer Klappmaulpuppe. Rundherum baut sie den Kopf und danach Schicht für Schicht den Körper auf. Sie nimmt dafür am liebsten Polyestermaterial. Das sei schön leicht und gut zu verarbeiten. Stimmt die Figur, näht sie den Hautstoff auf. Gleichzeitig modelliert sie mit Nadel und Faden das Gesicht der Puppe – Augenhöhlen, Nase, Falten, Warzen und alles, was sie sonst noch einzigartig macht. Kreuz und quer verlaufen ihre Nähte. „Mir hat mal einer gesagt, Meggi, du kannst überhaupt nicht nähen“, scherzt sie.

Während sie näht, nimmt sie die Puppen immer wieder auf die Hand und bringt sie in Bewegung. Das Schwierigste sei, die Balance zwischen Form und Funktion zu finden. „Was ich optisch schön finde, funktioniert manchmal technisch gar nicht“, gibt sie freimütig zu. Es gebe Tage, da würden die Puppen sie in den Wahnsinn treiben. „Allein diese Kämpfe, die ich mit ihnen auszufechten habe – zum Beispiel, wenn sie nicht sitzen wollen. Oder wenn sie sich nicht richtig bewegen. Oder einfach, weil der Ausdruck nicht stimmt!“ Den letzten Schliff erhalten ihre Hauptdarsteller in der „Maske“. Sie greift sich Herrn Schaf, der mit beleidigtem Ausdruck protestiert, und betont mit Aquarellfarbe seine Augenränder und Tränensäcke. „Jetzt sieht

Schrullig, aber liebenswert – Charakterpuppen wie „Herr Schaf“ setzen schon bei der Fertigung ihren eigenen Willen durch. Von der ersten Skizze bis zum letzten Farbtupfer dauert es etwa drei Wochen, die Wochenenden eingerechnet.

Linke Seite: Ihre Inspirationen holt sich Mechtild Nienaber aus eigenen Beobachtungen in der Natur, aber auch aus Bilderbüchern oder beim Surfen im Internet. Dieser freche Kater erinnert zum Beispiel an „Pettersson und Findus“, eines ihrer Lieblings-Kinderbücher.

er aus wie ein zu stark geschminkter Schauspieler“, stellt sie zufrieden fest. Das sei wichtig, damit auch der Zuschauer in der letzten Reihe sein Mienenspiel erkennen kann.

Charme durch kleine Schönheitsfehler

Zum Schluss kommt noch das Fell. In Meggis Schubladen stapeln sich Unmengen alter Pelzreste, Stoffe und T-Shirts. Daraus näht sie Puppenkleider. Sie mag es, wenn ihre Wesen gebraucht und gelebt aussehen. Was neu ist, wird auf Alt getrimmt. Meggi ist stolz auf ihre „Forschungstätigkeit“, was dieses Fachgebiet betrifft. Nicht alle Materialien lassen sich in der gewünschten Weise ramponieren. Da muss man schon zu raffinierteren Mitteln greifen. Das Fell der Schafe hat sie zum Beispiel drei Stunden lang zusammen mit Teebeuteln im Kochtopf brodeln lassen. Jetzt ist es so, wie es sein soll: verfilzt und auch ein bisschen schmuddelig.

Etwa drei Wochen braucht Mechtild Nienaber für eine einzige Puppe. Im „Theater Laboratorium“ arbeitet sie sogar direkt vor Ort, schon während der Inszenierung. Das heißt, Pavel Möller-Lück entwickelt sein Stück und parallel dazu, in einem Nebenraum, skizziert und gestaltet sie seine Ideen. Dieses spontane Zusammenspiel ist ein absoluter Glücksfall und zeugt von großem Können. Eine „Stradivari“ unter den Puppenbauern hat der Theatermann die begnadete Künstlerin mal genannt. Auf ihrer Homepage versammelt sich unter „Referenzen“ inzwischen alles, was in dieser Branche Rang und Namen hat. Ihre Auftragsbücher sind prall gefüllt, bis 2015 gibt es kaum noch Lücken. – Aber selbst mal Puppenspielen? „Oh nein“, wehrt sie entschieden ab und schüttelt ihre rote Mähne, „dafür bin ich viel zu schüchtern!“ Allein schon die Premieren! „Ich habe Jahre gebraucht, bevor ich zum Applaus nach oben auf die Bühne gegangen bin …“

Aus unglücklicher Familiengeschichte wird Glücksfall

100 Jahre Theodor-Francksen-Stiftung: Durch ein hochherziges Vermächtnis blieb ein einzigartiges Beispiel großbürgerlicher Wohn- und Sammlungskultur in Oldenburg erhalten

Von Ummo Francksen

Als Theodor Francksen im Juni 1914 im Alter von 39 Jahren verstarb, unverheiratet und kinderlos, hinterließ er, im Testament schon fünf Jahre zuvor festgelegt, seine beiden Villen an der Raiffeisenstraße mitsamt dem gesamten Inventar einschließlich seiner Kunstsammlungen der Stadt Oldenburg. Besucher, die heute die prachtvoll ausgestatteten Räume im Oldenburger Stadtmuseum besichtigen, ahnen nicht, dass dieser großmütigen Stiftung eine Reihe von Schicksalsschlägen vorausgingen, denen zwei Generationen der Familie ausgesetzt waren. Es mag ungewöhnlich erscheinen, wenn ein Mann sich mit 34 Jahren schon intensiv mit dem Gedanken an sein mögliches Ende beschäftigt und daraus die Konsequenzen zieht. Die Geschichte seines Elternhauses macht jedoch manches verständlich.

Theodor Francksen stammte aus einer seit etwa 1500 in Butjadingen ansässigen Familie. Ursprünglich saßen die Francksens am westlichen Jadebusen, als aber Sturmfluten immer wieder ihre Anwesen und Ländereien zerstörten, siedelte sich ein Zweig der Familie auf neu gewonnenem Land an, dem Tossener Groden. Friesland, Stadland und Butjadingen bildeten gemeinsam einst das Friesische Seeland Rüstringen. Die Friesischen Seelande, ursprünglich reichsunmittelbar, kannten keine Landesherren oder Adelssitze. Die Rechtsprechung lag in Händen gewählter Häuptlinge, man spricht von „Bauerndemokratien“. Im heutigen Ostfriesland und im Jeverland hatten sich Häuptlingsfamilien bereits dauerhaft als Machtinhaber etabliert. Allein im Stadland und in Butjadingen hielt sich dieses alte System am längsten, bis im Jahr 1514 in der Schlacht bei Hartwarden der Graf von Oldenburg die Butjadinger besiegte und die begehrte Wesermündung seinem Herrschaftsbereich einverleibte.

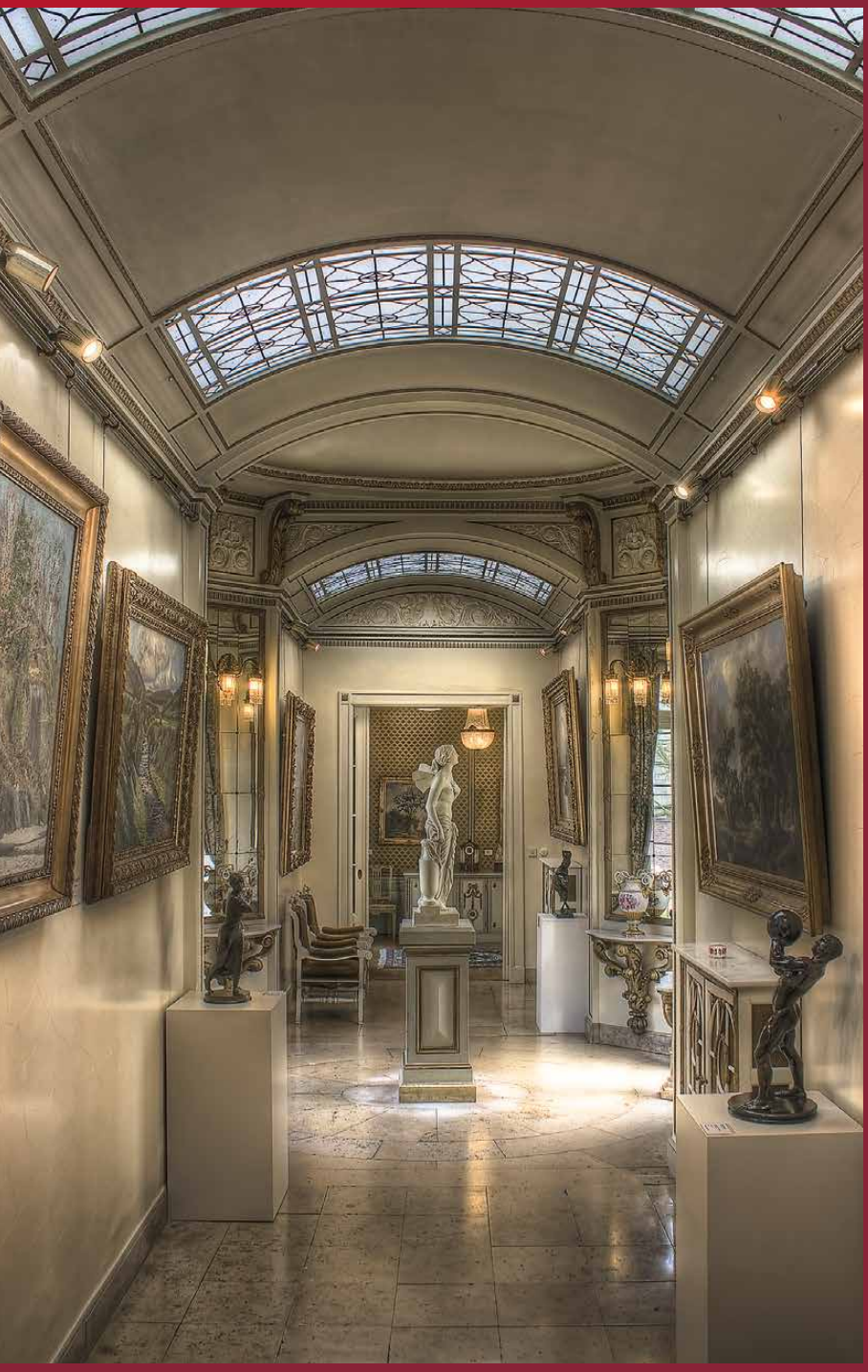
Theodor Francksen, im Alter von Mitte 20, fotografiert um 1900. – Der Weiße Salon (links), ein Raum für repräsentative Empfänge und Diners, vom Hausherrn ganz im Sinne des Historismus geplant, angelehnt an das Rokoko des 18. Jahrhunderts. Fotos: Stadtmuseum Oldenburg (5), U. Francksen (1)

Die alte Häuptlingsverfassung prägte in Butjadingen ein besonderes Standesbewusstsein der bäuerlichen Oberschicht, deren Vertreter vielfach öffentliche Ämter als Deich- oder Schuljurat, Kirchenältester und Bürgermeister übernahmen; Theodor Francksens Großvater war Landtagsabgeordneter. Die Bauern nutzten die fruchtbare Marsch für Viehzucht, Ochsenmast und Pferdezucht und verstanden es, ihre Produkte erfolgreich zu vermarkten, sogar bis nach England. Wohlstand und Bildung erlaubten ihnen einen gehobenen Lebensstandard. Wegen des sogenannten Jüngstenrechts, wonach das jüngste Kind des Erblassers den Hof erbt, waren die älteren Söhne gezwungen, sich durch Einheirat oder in anderen Berufen ihren Lebensunterhalt zu sichern. So machte der 1814 geborene Vater des Museumsstifters, der ebenfalls Theodor hieß, eine kaufmännische Ausbildung und betrieb zunächst eine Handlung in Eckwarden. 1860 siedelte er über in die aufstrebende Residenzstadt Oldenburg, übernahm die auf alten Ansichten abgebildeten Mühlen am Stau und verlegte sich ganz auf den Getreidehandel.

Von Geburt an labile Gesundheit

Sein geschäftlicher Erfolg wurde jedoch begleitet von einer Kette familiärer Schicksalsschläge. 1850, im Alter von 35 Jahren, heiratete er die Bauerntochter Dorothea Martens aus Ellwürden, die bereits nach einjähriger Ehe im Kindbett starb. Der Sohn Gustav überlebte. Zehn Jahre später, 1860, schloss er eine zweite Ehe mit der Pastorentochter Johanne Heddewig aus Eckwarden, sie verstarb nach nur sechsmonatiger Ehe. Als sein Sohn Gustav im Alter von 20 Jahren an Diphterie starb, heiratete der inzwischen 57-jährige Vater, der schon zweimal verwitwet und insgesamt doch nur zwei Jahre verheiratet war, erneut. Seine dritte Frau wurde seine 27-jährige Cousine Johanne Kloppenburg aus Brake. Sie brachte zunächst eine Tochter zur Welt, Auguste Thedea, die aber kurz vor ihrem zweiten Geburtstag starb. Der ersehnte Sohn und Erbe, Theodor, wurde schließlich am 2. April 1875 geboren. Doch von Geburt an erwies sich der Gesundheitszustand des Knaben als sehr labil. So schrieb die Mutter dem Neunjährigen ins Poesiealbum: „Genieße stets des Lebens Freuden mit heiterem Gesicht, und trifft mitunter dich ein Leiden, so sei es kurz wie dies Gedicht“. Doch dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung; im Gegenteil, eine Tuberkulose-Erkrankung verbot es dem Heranwachsenden, das Leben zu genießen wie seine gleichaltrigen Freunde. Vom zehnten Lebensjahr an besuchte Theodor Francksen das damals ganz humanistisch ausgerichtete Alte Gymnasium in Oldenburg, er wurde auch Mitglied der 1848 gegründeten und bis heute bestehenden Schülerverbindung „Camera obscura Oldenburgensis“, in der er mehrere Ämter bekleidete. Sein Hauptinteresse galt Sprachen, Geschichte, Kunst und Kultur. Als Abituraufsatz wählte er das Thema „Gute Bücher sind Freunde“. Schon früh führte ihn sein Streben nach Bildung ins Theater und in Museen. Im Alter von 14 Jahren durchstreifte er alle 77 Säle im Nürnberger Germanischen Museum und berichtete davon voller Begeisterung.

Die Francksen-Villa (links) und die Jügens'sche Villa, die Theodor Francksen beide durch einen Zwischentrakt verbinden ließ (Bild oben).
Sein früheres Kindermädchen, Helene Knoche, porträtiert von Bernhard Winter, wurde später zu seiner engsten Vertrauten und übernahm die Rolle der Dame des Hauses (Bild links).
Eine elegante Verbindungsgalerie mit antikisierender Innendekoration: der lang gestreckte Zwischentrakt Rosenstraße 33/32 mit dem gläsernen Satteldach (Bild rechts).



Seit seinem neunten Lebensjahr wurde er von seinem Kindermädchen und seiner späteren Erzieherin „Fräulein“ Helene Knoche betreut, die ihn sein Leben lang begleiten sollte. Weil seine kranke Mutter wegen längerer Kuraufenthalte häufig abwesend war, wurde Helene Knoche zu seiner engsten Vertrauten und nahm stellvertretend die Rolle als Dame des Hauses ein. Theodor Francksen begann nach dem Abitur ein Jurastudium in Lausanne und setzte es in Genf und Göttingen fort, bis ihn seine angegriffene Gesundheit zur Aufgabe des Studiums zwang. Im Alter von 20 Jahren verlor er kurz nacheinander Vater und Mutter. Helene Knoche hatte der Mutter auf dem Totenbett versprochen, sich ein Leben lang um den kranken Sohn zu kümmern. Dieses Versprechen hielt sie bis zu seinem Tode. In den Jahren 1902 bis 1906 begleitete sie ihn auf seinen ausgedehnten, oft Monate dauernden Reisen nach Italien. Aber auch die Schweiz, Südfrankreich, Monte Carlo und Paris waren Reiseziele. Die sorgfältig geführten Tagebücher erlauben einen Einblick in seinen vielseitigen Reisealltag. Alles Gesehene sowie Begegnungen mit Freunden und interessanten Reisebekanntschaften wurden penibel dokumentiert, ebenso Anregungen und Ankäufe für sein geplantes Museum. Krankheiten zwangen ihn häufig, die Reisen zu unterbrechen, einmal ließ Helene Knoche sogar den Hausarzt Dr. Grewe nach Italien kommen.

Großes Vermögen

Das ererbte große Vermögen von circa 800.000 Goldmark (was heute etwa 20 bis 25 Millionen Euro entspricht) gestattete ihm ein unabhängiges Leben und ermöglichte den Aufbau seiner umfangreichen Kunstsammlung. Neben dem Interesse für die Antike galt seine besondere Vorliebe der Kulturgeschichte der Oldenburger Heimat. Nach dem Tode seiner Eltern gestaltete er das Haus Rosenstraße 33 aufwendig im Sinne des Historismus um. 1908 konnte er das Nachbarhaus Rosenstraße 32, die „Jürgensche Villa“, erwerben. Beide Häuser verband er miteinander durch einen aufwendigen Galerietrakt. Das neu erworbene Haus wurde zu seinem Privatmuseum umgebaut. Er bezeichnete es als „Schartekenhausen“, es sollte nach seinem Tode als Heimatmuseum Besuchern offenstehen. Was in dem Haus zu sehen ist, hat vorwiegend oldenburgischen Bezug. Im ehemaligen elterlichen Wohnhaus stechen besonders das festliche, in weißer Farbe gehaltene und aufwendig im Neo-Rokokostil gestaltete Esszimmer hervor sowie im Obergeschoss sein Arbeitszimmer. Udo Elerd, ehemaligen Historiker des Oldenburger Stadtmuseums, schreibt: „Für die von ihm gelebte, programmatische Gestaltungskultur ist es geradezu ein ‚Schlüsselraum‘. Abgesehen von den einheitlich in Jugendstilformen gestalteten Bücherschränken und Möbeln finden sich passend dazu Ornamente und Dekorationen aus einem Guss und mit Liebe zum Detail ausgeführt. So veranschaulichen die vier Stuckaturen in den Deckenzwickeln symbolhaft die Eigenschaften des Hausherrn: Das Vogelnest mit den atzenden Vogeleltern steht für die Mildtätigkeit, das Eichhörnchen für die Sammelleidenschaft, die Bücher mit der Leseratte für die Wissbegierde, die Eule für Weisheit und Klugheit. Besonderen Aussagewert

In unverändertem Zustand geblieben ist das Arbeitszimmer, 1903/04 eingerichtet. Das Raumensemble, bestehend aus teils verglasten Bücherschränken, großem Schreibtisch, verschiedenen Sitzmöbeln, Marmor-Kamin und Holzvertäfelungen, ist einheitlich in ansprechenden Jugendstilformen gestaltet.
Foto: Stephan Meyer-Bergfeld

hat darüber hinaus der fest installierte Bilderschmuck, nämlich drei von dem Oldenburger Künstler Ludwig Fischbeck 1904 gefertigte Gemälde: Über dem Kamin ein frühsommerlicher Blick auf den Golf von Neapel und den Vesuv, über den Türen aber Ansichten der beiden vom Vater geerbten Höfe in der Wesermarsch, Atens und Hofswürden. Diese bewusst angebrachte, bildhafte Gegenüberstellung markiert eindrücklich die beiden Lebenspole, zwischen denen sich Theodor Francksen in seinem kurzen Leben bewegte: Dort das Fernweh, die sprichwörtliche Sehnsucht nach Italien, die Weltoffenheit – und hier der Wertekonservatismus, die Bodenständigkeit, die Liebe zur oldenburgischen Heimat – wie wir aus anderen Beispielen kennen – Hermann Allmers und dessen Wohnsitz in Rechtenfleth ist da nur das bekannteste."

Verbindung zu Brücke-Malern

Francksens Interesse galt einerseits der Oldenburger Kulturgeschichte und seinen Künstlern. Er erwarb von Professor Winter das große Triptychon über die Flachsgewinnung und -bearbeitung und weitere wichtige Werke, dazu eine enorme Anzahl von Ansichten der Stadt und des Landes Oldenburg. Andererseits kaufte er bereits 1900 über 100 japanische Farbholzschnitte und grafische Werke Francisco de Goyas als Erstauflage sowie Werke des Jugenstilkünstlers Max Klinger, dessen Stern damals gerade aufging. Er pflegte Verbindung mit den in Dangast lebenden Brücke-Malern Schmidt-Rottluff und Erich Heckel, empfing sie in seinem Haus und erwarb Arbeiten von ihnen. Auch war er es, der die Freundschaft der Oldenburger Malerin Emma Ritter mit Brücke-Künstlern vermittelte. Zudem zählte er zu den Mitbegründern des Oldenburger Galerievereins und des Tierschutzvereins. Das große Gartengelände seiner Villen, insgesamt circa 1500 Quadratmeter, ließ er neu gestalten mit Pergolen, Rosenbeeten, einer Grotte im antiken Stil sowie einem gemauerten Seerosenteich mit einem Teepavillon im Jugendstil. Leider wurden Garten und Ausschmückungen in den 1960er-Jahren Opfer der neu angelegten Verkehrsader „Am Stadtmuseum". Auch der Wintergartenanbau seines Elternhauses fiel der Einfahrt zur Tiefgarage zum Opfer. So stellt sich das einst herrschaftliche Ensemble heute nur noch stark amputiert dar.

Theodor Francksen ist nur wenig Zeit geblieben, sich an dieser von ihm gestalteten, eigenen Welt zu erfreuen. Er starb, bis zum Ende liebevoll umsorgt von Helene Knoche, am 17. Juni 1914 in seinem Elternhaus und wurde auf dem Oldenburger Gertrudenfriedhof im elterlichen Familiengrab beigesetzt. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin wurden alle Briefe und persönlichen Aufzeichnungen verbrannt. Erhalten blieben die Reisetagebücher und seine Sammlungen, die seinen Sinn für Kunst und Kultur sowie seine Liebe zur Oldenburger Heimat dokumentieren. Es ist schwer, sich heute ein Bild von der Person Theodor Francksen zu machen. Meinen Vater, der als Bauernsohn aus Ruhwarden seit dem 13. Lebensjahr die Oldenburger Oberrealschule besuchte und den Kontakt zu „Onkel Theodor" pflegte, beeindruckte besonders dessen elegante Erscheinung und der ausgeprägte Humor des Onkels. Nach dem Tod ihres Schützlings hütete Helene Knoche sorgfältig die Sammlungen. Sie starb 1938. Unsere Eltern standen in engem Kontakt mit ihr, wir wohnten damals ebenfalls in der Rosenstraße gegenüber den Francksen-Villen. Ich erinnere mich noch gut an diese zierliche, feine Dame, stets in Schwarz gekleidet, mit breitem, dunklen Halsband. Gern sprach sie über „Onkel Theodor". Wenn meine Eltern mit uns Kindern zum Abendessen bei ihr eingeladen wurden, war der Tisch im weißen Rokokosalon festlich gedeckt für drei Gänge mit entsprechenden Gläsern, obwohl die Dienstbotin Tilly, schwarz gekleidet, mit Haube und weißer Schürze, nur Brot, Aufschnitt und Wasser servierte. Auch wenn wenig Geld da war – es hatte alles Stil! Die wunderbaren Gärten mit den riesigen Kastanienbäumen und dem Teich wirkten auf uns Kinder paradiesisch. Helene Knoche war testamentarisch mit 250.000 Goldmark (heute circa sieben Millionen Euro) bedacht worden. Doch ging dieses Vermögen 1918 verloren, weil es größtenteils zu Kriegsbeginn 1914 in euphorischer Vaterlandsbegeisterung als Kriegsanleihe gezeichnet worden war und den Rest die Inflation auffraß. Als Museumsleiterin war sie schließlich sogar auf die Unterstützung durch die Stadt angewiesen.

Die Rote Halle ist der zentrale Raum der Jürgens'schen Villa, gestaltet in historistischem Zugriff auf den Stil der niederdeutschen Spätrenaissance und des norddeutschen Frühbarock. – Exlibris von Theodor Francksen, entworfen von der Oldenburger Malerin Emma Ritter (Bild unten).

Öffnungszeiten
Dienstag bis Sonntag 10 bis 18 Uhr. Montag geschlossen.
Geschlossen am 1. Mai, 24., 25. und 31. Dezember
Geöffnet: an Feiertagen, die auf einen Montag fallen wie Ostermontag, Pfingstmontag, etc.

Eintrittspreise
Tageskarte Erwachsene: 3 Euro, ermäßigte Tageskarte Erwachsene: 1,50 Euro,
Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre: Eintritt frei.
Kombiticket mit Horst-Janssen-Museum: 7,50 Euro; ermäßigt 4 Euro.

Info:
stadtmuseum@stadt-oldenburg.de

Schon als 25-Jähriger hatte Francksen im Jahr 1900 ein erstes Testament verfasst, in dem er der Stadt Oldenburg sein Elternhaus als Museum vermachte. In seinem zweiten Testament von 1909 verfügte er dann endgültig, dass die elterliche Villa mitsamt den Sammlungen, zu denen auch ein großes Konvolut antiker Keramiken zählt, als Kunstmuseum und die inzwischen erworbene Jürgensche Villa als oldenburgisches kulturhistorisches Museum genutzt werden sollten. Juristisch gesehen handelt es sich um ein Vermächtnis und nicht um eine Stiftung. Außer Helene Knoche bedachte Francksen in seinem Testament die Verwandten in der Wesermarsch und Jugendfreunde. Haupterben waren Cousinen und Cousins sowie zwölf Freunde und fünf Patenkinder, die insgesamt 124.000 Goldmark (circa 3,5 Millionen Euro) erbten. Auch Krankenpfleger, Masseur und Dienstpersonal wurden nicht vergessen. Interessant sind die öffentlichen Einrichtungen, die ebenfalls profitierten. Es erhielten unter anderem: das Elisabeth-Kinderkrankenhaus 10.000 Goldmark (entspricht heute 250.000 Euro), das Evangelische Krankenhaus 10.000, das Waisenhaus 10.000, die kirchliche Armenpflege 10.000, der Kirchenrat 10.000, der Jugendschutz 10.000 Goldmark, deren Zinsertrag für Weihnachtsgeschenke an arme Kinder bestimmt war, der Tierschutzverein 10.000, der Kunstverein 10.000, das Kunstgewerbemuseum 10.000 und das Neue Museum für Kunst 60.000; für ein neues Konzerthaus stellte er 40.000 Goldmark zur Verfügung, für die Instandhaltung der Museumshäuser an der Rosenstraße 60.000.

Theodor Francksens Testament wurde zu einem Glücksfall für die Stadt Oldenburg. Sein ererbtes Vermögen hätte es ihm erlaubt, seinen Wohnsitz in den seiner Gesundheit sicher zuträglicheren Süden Europas zu verlegen, doch nach dem Zeugnis von Helene Knoche standen solche Überlegungen nie zur Debatte. Seine enge Verbindung mit den Verwandten in der Wesermarsch und die Liebe zu seiner Heimatstadt schlossen diesen Schritt aus. So wurde ein einzigartiges Beispiel großbürgerlicher Wohn- und Sammlungskultur aus der Zeit um 1900 für die Nachwelt erhalten, ein seltenes Gesamtkunstwerk, das dem Besucher eindrucksvoll ein Bild vom großbürgerlichen Leben in Oldenburg vermittelt.

Schützenverein schreibt Geschichte

DRK-Landesverband Oldenburg: Von den Anfängen der zweitältesten nationalen Rotkreuz-Gesellschaft der Welt vor 150 Jahren

Von Rainer Rheude

Ob die Teilnehmer an der Generalversammlung des Oldenburger Schützenvereins vor 150 Jahren geahnt haben, dass sie einen wahrhaft historischen Beschluss gefasst hatten? Der Berichterstatter der *Oldenburger Zeitung* immerhin war in seinem Artikel in der Ausgabe vom 6. Januar 1864 sehr angetan und voller Emphase vom „wichtigsten und erfreulichsten Resultat“ der Generalversammlung, nämlich „den Anlaß zur Begründung eines Vereins zur Verpflegung verwundeter Krieger auf dem Schlachtfeld zu geben, zu dessen Mitgliedern sich vorerst die Versammelten betrachteten …“ Ganz im pathetischen Stil jener Zeit lobte der Zeitungsmann in schwülstigen Formulierungen den Verein für seine Beschlüsse, „welche bei dem Ernste unserer Zeit gewiß die öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung in hohem Grade verdienen und uns bezeugen, wie ein mannhafter, thatkräftiger Geist sich auch bei unseren Schützen Bahn bricht, und den Verein auf edlen patriotischen Grundlagen erstarken läßt“. Dieses Lob galt allerdings zugleich auch den neuen, strenger gefassten Bestimmungen für „Exercier- und Wehrübungen“, die zu „ernster Pflichterfüllung“ anhalten sollten und „unentschuldigte Nichtbeteiligung“ mit Vereinsausschluss ahndeten.

Die damals im Großherzogtum Oldenburg in dieser Schützenversammlung am 2. Januar ins Leben gerufene humanitäre Hilfsorganisation ist heute als Landesverband Oldenburg des Deutschen Roten Kreuzes die zweitälteste nationale Rotkreuz-Gesellschaft der Welt. Mit den ersten beiden nationalen Vereinsgründungen – im November 1863 der Württembergische Sanitätsverein und dann Anfang 1864 eben in Oldenburg –, wurde in Deutschland aus einer Idee des Schweizer Kaufmanns

Oldenburger Zeitung

№ 4.

Mittwoch, den 6. Januar 1864.

† Oldenburg, 3. Januar. In einer gestern Abend abgehaltenen Generalversammlung hat der hiesige Schützenverein eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, welche bei dem Ernste unserer Zeit gewiß die öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung in hohem Grade verdienen und uns bezeugen, wie ein mannhafter, thatkräftiger Geist sich auch bei unseren Schützen Bahn bricht, und den Verein auf edlen patriotischen Grundlagen erstarken läßt. Zuvörderst wurden Bestimmungen angenommen, welche die Exercier- und Wehrübungen strenger als bisher als Nothwendigkeit ins Auge fassen, und wonach sowohl an Sonn- als Wochentagen in der städtischen event. der Turnhalle des hiesigen Turnerbundes Uebungen stattfinden werden. Die unentschuldigte Nichtbetheiligung an denselben wird beim vierten Wiederholungsfalle mit Ausschluß aus dem Verein geahndet, welche Bestimmung zu einer ernsten Pflichterfüllung mehr als jede andere sonst gebräuchliche Strafe anhalten wird. Das wichtigste und erfreulichste Resultat erzielte jedoch die Generalversammlung in ihrem einstimmigen Beschlusse, den Anlaß zur Begründung eines Vereins zur Verpflegung verwundeter Krieger auf dem Schlachtfelde zu geben, zu dessen Mitgliedern sich vorerst die Versammelten betrachteten, mit dem Wunsche, daß sich die Betheiligung auf größere Kreise im ganzen deutschen Vaterlande erstrecken möge. Von Seiten des Vorsitzenden wurde in erhebender Weise darauf hingewiesen, daß wir nicht erst dann, wenn von den zerschmetterten Gliedern unserer Krieger, wenn von Verwundeten, die heimathsfern von brennendem Durst gequält, ohne Verband daliegen, die niederschlagende Kunde zu uns dringt, uns zur Thätigkeit entschließen müssten, sondern daß wir zeitig unsere Hülfe bereit haben. Die traurige Wahrheit, daß die hülflose Lage und die Schrecknisse des Verlassenseins mehr Opfer an Menschenleben herbeiführt, als die Kugeln des Feindes, müsse zu sofortigem Handeln treiben. Die Satzungen des Vereins dürften folgende sein:

„§ 1. Der Verein hat die Aufgabe, zu Kriegszeiten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bei dem Gesundheitsdienste der Heere Hülfe zu leisten.

§ 2. Der Verein setzt sich mit der Staatsregierung in Verbindung, damit seine Dienstanerbietung vorkommenden Falls Annahme findet, und bittet um Mittheilung Seitens dieser um alles dasjenige, was seine Zwecke zu fördern im Stande ist.

§ 3. Der Verein sucht sofort die Mittel zur Durchführung seines Zweckes herbeizuschaffen und in angemessen erscheinender Weise in Bereitschaft zu halten, insbesondere durch Anschaffung von Verbandmitteln,

Ausbildung von Krankenwärtern
Blessirten.

§ 4. Auf Verlangen oder
Militärbehörde sendet der Verein
wärter auf das Schlachtfeld.
ter die Leitung der Militärärzte.

§ 5. Der Vorstand des
Personen, von welchen wenigstens
muß, die sich im Behinderungsfall
Arzt vertreten lassen kann. Die
bestehen zur Hälfte aus Männern
Frauen. Der Vorstand hat für
Zwecke entsprechende Schritte vorzu
das Vereinsvermögen und verfügt
bedingt zu Vereinszwecken. Auch
angemessen findet, mit anderen Verei
treten. Seine Beschlüsse faßt er na
menmehrheit der in seiner Versamm
Er erwählt aus seiner Mitte einen
welcher der Generalversammlung alle
1. Januar 1865 an gerechnet, Rechnu

§ 6. Der Generalversammlung
der Rechnung in ihr angemessen erschei
wenn der von ihr durch einfache
gewählte Rechnungsführer und der Re
nicht einig sind. Sie ertheilt auch dem
die Rechnungsentlastung.

§ 7. Durch Zeichnung eines jähr
von 10 gf. wird das Recht der Mitglie
Rechnungsjahr, in welchem der Beitrag
worben. Das erste Rechnungsjahr beg
1. Januar 1864.

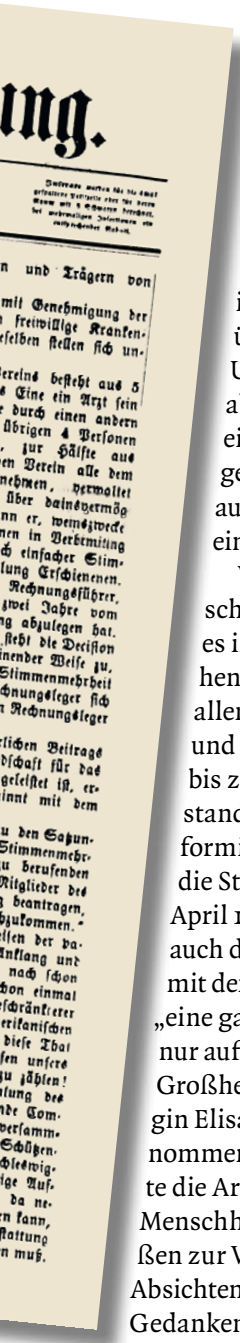
§ 8. Veränderungen und Zusätze
gen des Vereins werden durch einfache
heit in der durch die Oldenb. Anzeigen
Generalversammlung gefaßt. Wenn 20
Vereins dieserhalb eine Generalversammlung
so ist diesem Antrage vom Vorstande nach

Hoffen wir, daß in den weitesten Kre
triotische Vorgang unseres Schützenvereins
Betheiligung findet, was dem Vernehmen
von vielen Seiten der Fall ist. Es ist
auch von Oldenburg aus, wenn auch in b
Weise, für die Unglücklichen auf den am
Schlachtfeldern gewirkt, wie viel mehr hat
der Humanität bei den bevorstehenden Kämpf
eigenen Volkes auf die öffentliche Sympathie

Schließlich erwählte die Generalversamm
Schützenvereins eine aus 12 Personen bestehe
mission zu dem Zwecke, in nächster General
lung Bericht zu erstatten, wie von Seiten des
vereins außer den Geldspenden für die Sache S
Holsteins gewirkt werden könne. Die schwier
gabe dieser Commission ist nicht zu verkennen,
den dem „Gut“ nur an das „Blut“ gedacht werde
weshalb wir mit vielem Interesse der Berichter
entgegensehen, die jedenfalls sehr beschleunigt werde

Henri Dunant (1828 – 1910)

Wirklichkeit. Dunant, der als Begründer des Internationalen Roten Kreuzes in die Geschichte eingegangen ist, hatte 1859 als Augenzeuge die blutige Schlacht von Solferino erlebt und erkennen müssen, dass seine spontan geleistete Hilfe angesichts des Ausmaßes der Schlacht und des unbeschreiblichen Elends und Leidens der Opfer nur Stückwerk bleiben konnte. In seinem Buch „Eine Erinnerung an Solferino“ skizzierte er drei Jahre später seine Vorstellung von einer humanitären und neutralen Hilfsgesellschaft: „Gibt es während einer Zeit der Ruhe und des Friedens kein Mittel, um Hilfsorganisationen zu gründen, deren Ziel es sein müßte, die Verwundeten in Kriegszeiten durch begeisterte, aufopfernde Freiwillige, die für ein solches Werk besonders geeignet sind, pflegen zu lassen?“, schrieb er und baute diesen Gedanken noch aus, indem er anregte, die Gesellschaften auch bei epidemischen Krankheiten, bei Überschwemmungen, Unglücksfällen und Feuersbrünsten einzusetzen und ihre Tätigkeit durch ein internationales Abkommen unter Schutz zu stellen. Ein im Februar 1863 von ihm und vier Schweizer Bürgern gegründetes Internationales Komitee der Hilfsgesellschaften für die Verwundetenpflege – das bis heute,

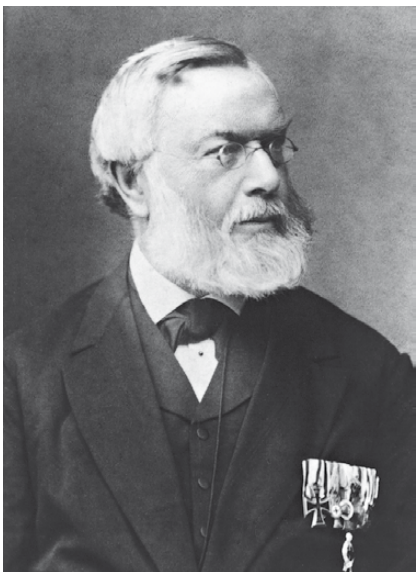


personell erweitert, fortbesteht und 1876 umbenannt worden ist in Internationales Komitee vom Roten Kreuz – veranstaltete Ende Oktober in Genf eine internationale Konferenz, „die über die Mittel beraten soll, mit denen man der Unzulänglichkeit der Sanitätsdienste im Felde abhelfen könnte“. Sie verabschiedete nicht nur einen allgemeinen Aufruf zur Bildung von Hilfsgesellschaften, sondern forderte unter anderem auch, als Kenn- und Schutzzeichen für die Helfer eine weiße Armbinde mit rotem Kreuz einzuführen.

Verdienste um die Gründung der Hilfsgesellschaft im Großherzogtum erwarben sich, so heißt es in einer Broschüre, die zum 150-jährigen Bestehen des DRK-Landesverbandes erschienen ist, vor allem Oberbaudirektor Lasius, Stabsarzt Dr. Müller und Obergerichtsrat Dr. Niels Hoyer, von Beginn an bis zu seinem Tod 1888 Vereinsvorsitzender. Lasius stand schon 1863 in Briefkontakt mit Dunant und informierte seinerseits als großherzoglicher Beamter die Staatsregierung über dessen Vorstellungen. Im April 1864 schickte er seinem Schweizer Briefpartner auch den Bericht der *Oldenburger Zeitung* vom Januar mit der Anmerkung, die Vereinigung habe bereits „eine ganz gute Arbeit entwickelt“. Hatte sie doch nicht nur auf der Stelle 300 Mitglieder gewonnen, sondern Großherzog Nikolaus Friedrich Peter und Großherzogin Elisabeth hatten auch die Schirmherrschaft übernommen. Die Regierung des Großherzogtums würdigte die Arbeit des Genfer Komitees für das „Wohl der Menschheit“ und erbot sich, „einigermaßen zur Verwirklichung der hochherzigen Absichten beitragen zu können, welche den Gedanken von Hilfsvereinen ins Leben gerufen haben“.

In der Schützenversammlung in Oldenburg war die Gründung des Hilfsvereins stark geprägt von den „bevorstehenden Kämpfen unseres eigenen Volkes“, wie es in dem Zeitungsbericht heißt. Tatsächlich bestimmten in den ersten sieben Jahren drei Kriege die Tätigkeit des neuen Vereins: 1864 der deutsch-dänische Krieg, in dem erstmals zwei ausländische Ärzte die Rot-Kreuz-Binde trugen, 1866 der Krieg zwischen Preußen und Österreich und 1870/71 der deutsch-französische Krieg. Die patriotisch-militaristische Rhetorik jener Jahre spiegelte sich in der Berichterstattung wider: „Von Seiten des Vorsitzenden wurde in erhebender Weise darauf hingewiesen, daß wir nicht erst dann, wenn von den zerschmetterten Gliedern unserer Krieger, wenn von Verwundeten, die heimathfern von brennendem Durst gequält, ohne Verband daliegen, die niederschlagende Kunde zu uns dringt, zur Thätigkeit entschließen müssen, sondern daß wir zeitig unsere Hülfe bereit haben. Die traurige Wahrheit, daß die hülflose Lage und die Schrecknisse des Verlassenseins mehr Opfer an Menschenleben herbeiführt, als die Kugeln des Feindes, müsse zu sofortigem Handeln treiben.“ In der Generalversammlung wurde eine Satzung verabschiedet, die nicht nur die Aufgabe des Vereins umriss („ … zu Kriegszeiten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bei dem Gesundheitsdienste der Heere Hülfe zu leisten“), sondern zum Beispiel die Besetzung des fünfköpfigen Vereinsvorstandes mit mindestens einem Arzt vorschreibt und die weiteren vier Vorstandsposten je zur Hälfte an Männer und Frauen vergab, eine für die damalige, männlich beherrschte Gesellschaft erstaunlich faire Postenverteilung.

Noch im Gründungsjahr 1864 schickte der Verein erste Hilfssendungen, Lazarettausrüstung und Medikamente, und einige wenige Krankenpfleger ins schleswig-holsteinische Kampfgebiet, Stabsarzt Dr. Müller hatte zuvor erkundet, wofür Bedarf bestand. Zwei Jahre später wurden den ausrückenden oldenburgischen Soldaten Verbandspäckchen mit auf den Weg gegeben, erstmals wurden Rücktransporte Verwundeter organisiert und die Benachrichtigung von Angehörigen über den Verbleib von Soldaten vermittelt – es war die Geburtsstunde des DRK-Suchdienstes, der insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg angesichts der Millionen von Vermisstenschicksalen eine legendäre Bedeutung erlangte. Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 wurde das Augusteum in Oldenburg zum Depot für Verteilung von Verbandszeug, Bettzeug, Wäsche oder Zusatzverpflegung ins Kriegsgebiet, auch ein Reservelazarett wurde in der Stadt eingerichtet. Zu den regelmäßigen Helferinnen im Augusteum gehörte, so ist es überliefert, die Großherzogin. Zudem beteiligte sich das Haus Oldenburg angemessen großherzoglich an den Kosten. Die patriotische Aufwallung 1870/71 hatte dazu geführt, dass an 25 Orten im Oldenburger Land Zweigvereine gegründet wurden, die den Hilfsverein in der Residenzstadt nachhaltig unterstützten. In der folgenden Friedenszeit schrumpfte diese Zahl freilich wieder, sodass 1891 nur noch von sechs lokalen Zweigvereinen mit 1644 Mitgliedern die Rede war.



Obergerichtsanwalt Dr. Niels Hoyer war von 1864, als der Verein zur Pflege verwundeter Krieger gegründet wurde, bis 1888, als der Verein schon in Oldenburgischer Landesverein zur Linderung von Kriegsleiden umbenannt worden war, deren Vorsitzender. Fotos: DRK

Was sich 1864 zunächst wie eine nur auf die Stadt Oldenburg begrenzte Gründung dargestellt hatte, war jedoch von Anfang angelegt auf einen das ganze Land Oldenburg umfassenden Wirkungskreis. Als sich 1872, nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges, der Verein zur Pflege verwundeter Krieger und ein inzwischen gegründeter Schwesterverein, der Verein zur Unterstüt-

Erster Weltkrieg: Mitarbeiter des Lazarettzuges Nr. 26 Oldenburg 1916 an der Westfront; der Zug war vom Landesverein und dem Verband der Frauenvereine eingerichtet und von Großherzog Friedrich August in Dienst gestellt worden. – Spendenwerbung während des Krieges 1915: In die aus Eichenholz geschnitzte Figur des Isern Hinnerk wurde bei jeder Spende ein farbiger Nagel eingeschlagen, sodass ein sogenanntes Nagelbild entstand. Die Figur befindet sich heute im Stadtmuseum Oldenburg (Bild unten).

zung der hilfsbedürftigen Krieger und ihrer Angehörigen, zum Oldenburgischen Landesverein zur Linderung von Kriegsleiden zusammenfanden, wurde in der neuen Satzung ausdrücklich das Herzogtum Oldenburg als Wirkungsbereich genannt. Im Dezember 1898 wurde schließlich das „Rote Kreuz“ in dem neuen Namen Oldenburgischer Landesverband vom Roten Kreuz verankert und damit eine Anregung der Internationalen Rotkreuz-Konferenz aus dem Jahr 1892 aufgegriffen. Parallel zur Entstehung des größtenteils auf den Sanitätsdienst im Felde und die Betreuung von Kriegsopfern konzentrierten und von Männern dominierten Rotkreuz-Landesverbandes bildeten sich von 1870 an eine Reihe von örtlichen Vaterländischen Frauenvereinen, die im Laufe der nächsten Jahrzehnte das zweite Standbein der heutigen Rotkreuz-Organisation auf- und ausbauen sollten: die Wohlfahrtspflege. Die 150-Jahr-Chronik des Landesverbandes führt einige Beispiele aus der ersten Zeit an: Volksküche, Kaffeestube, Nähabende und Wöchnerinnen- und Hauspflege in der Stadt Oldenburg, Kinderbewahranstalt, Kinderhort, Badekuren für Kinder und Samariterkurse in Delmenhorst.

Der Berichterstatter der *Oldenburger Zeitung* jedenfalls konnte, so er die Entwicklung des Hilfsvereins weiter verfolgt haben sollte, mit Fug und Recht darauf verweisen, dass er in seinem Beitrag nicht nur die historische Bedeutung des Beschlusses vom 2. Januar 1864 erahnt und angemessen gewürdigt hatte, sondern dass er auch richtig lag, als er um „öffentliche Sympathie“ warb und feststellte, „dass in den weitesten Kreisen der patriotische Vorgang unseres Schützenvereins Anklang und Betheiligung findet, was dem Vernehmen nach schon von vielen Seiten der Fall ist“.

„Die Eigenständigkeit aufgeben – das ist mit mir nicht zu machen“

Dieter Holzapfel (75) ist seit dem Jahr 2000 Präsident des Landesverbandes Oldenburg des Deutschen Roten Kreuzes. Der SPD-Politiker war Geschäftsführer der GSG Oldenburg und von 1991 bis 1996 der letzte ehrenamtliche Oberbürgermeister der Stadt. Bis zum Vorjahr war Holzapfel auch Vorsitzender des DRK-Präsidialrates, dem unter anderem alle Präsidenten beziehungsweise Präsidentinnen der 19 Landesverbände angehören und zu dessen Aufgaben auch die strategische Ausrichtung des DRK zählt.

Oldenburgs DRK-Präsident Dieter Holzapfel über ehrenamtliches Engagement, Wirtschaftlichkeit und die Verteidigung der Selbstständigkeit des Landesverbandes

Herr Holzapfel, die Begriffe „Erste Hilfe“ und „DRK“ gehören quasi zusammen. Die erste Frage soll deshalb der Ersten Hilfe gelten: Sind Sie schon einmal in die Lage geraten, sie leisten zu müssen, oder waren Sie gar selbst schon darauf angewiesen? Und wann haben Sie Ihre Erste-Hilfe-Kenntnisse zuletzt aufgefrischt?

Alle unsere Präsidiums-Mitglieder und Mitarbeiter sind aufgefordert, einmal im Jahr ihre Erste-Hilfe-Kenntnisse aufzufrischen. Ich bin also auf dem Laufenden. Zudem zehre ich immer noch von meiner Bundeswehrzeit, denn als ich damals den Führerschein machte, gehörte eine intensive Erste-Hilfe-Ausbildung dazu. Was die andere Frage betrifft: Glücklicherweise war ich in den 55 Jahren, in denen ich mittlerweile den Führerschein habe, nie in einen Unfall verwickelt und bin auch nicht in eine Situation geraten, in der ich meine Erste-Hilfe-Kenntnisse hätte anwenden müssen, toi, toi, toi.

Am stattlichen Organisationsplan des Oldenburger DRK-Landesverbandes lässt sich die Vielfalt der Aufgaben des DRK ablesen. Mitunter drängt sich freilich der Eindruck auf, das Rote Kreuz sei inzwischen mehr ein Wirtschaftsunternehmen mit gemeinnützigem Anspruch als eine hauptsächlich von ehrenamtlichem Engagement getragene Hilfsorganisation …

Annähernd 4900 Menschen täglich im Dienst am Nächsten

Im DRK-Landesverband Oldenburg stehen annähernd 4900 Menschen täglich im Dienst am Nächsten, darunter 3300 ehrenamtlich aktive Mitglieder, fast 600 Jugendrotkreuz-Mitglieder, 700 hauptamtliche Mitarbeiter und circa 200 Helfer und Helferinnen des Freiwilligen Sozialen Jahres. Zudem sind 30.000 passive Fördermitglieder registriert.

Der Landesverband gliedert sich in zehn Kreisverbände: Ammerland, Cloppenburg, Delmenhorst, Jeverland, Oldenburg-Land, Oldenburg-Stadt, Varel-Friesische Wehde, Vechta, Wesermarsch und Wilhelmshaven. Er betreibt unter anderem das Nordsee-Kurzentrum Friesland/Schillig, das Mutter/Kind-Kurhaus auf Norderney, die Villa Kunterbunt auf Wangerooge, die Seniorenwohnanlage Oldenburg und das Alten- und Pflegeheim Bodenburgallee in Oldenburg (gemeinsam mit der Toto-Lotto-Stiftung Hannover). Die Landesverbände Niedersachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Bremen und Oldenburg sind seit 1965 Gesellschafter des DRK-Blutspendedienstes Springe, der in Oldenburg ein Institut zur Versorgung der Nordwest-Region und den Schwerpunkten Labordiagnostik und Plasmapherese unterhält.

Im Landesverband stehen im Katastrophenfall zwölf Einsatzeinheiten mit mehr als 1400 Helferinnen und Helfern und 28 Ärzten und Ärztinnen bereit, zudem 14 sogenannte Schnelle Einsatzgruppen mit 118 Fahrzeugen. 22 mobile Einsatzküchen, über 90 Zelte, annähernd 700 Feldbetten und 2500 Wolldecken gehören zur vorgehaltenen Ausstattung.

Das Deutsche Rote Kreuz mit circa 140.000 Angestellten und rund 400.000 ehrenamtlich aktiven Mitgliedern ist sowohl nationale Hilfsgesellschaft (unter anderem mit den Arbeitsfeldern Katastrophenschutz, Blutspendewesen, Erste-Hilfe-Ausbildungen, Rettungsdienst, Krankentransport, internationale Auslandsarbeit und Jugendrotkreuz) als auch Spitzenverband der Freien Wohlfahrtspflege (unter anderem mit Angeboten für Senioren, Frauen, Kinder, Jugendliche, Behinderte und Migranten bis hin zu Kurberatung und -vermittlung, Suchdienst und Besuchs- sowie Begleitdienste).

... lassen Sie mich da mal gleich einhaken: Das freiwillige, ehrenamtliche Engagement der Mitglieder, rund 4200 im Landesverband, und die passiven Fördermitglieder, rund 30.000, sind die Säulen, auf denen das DRK-Gebäude steht. Im Oldenburger Land sind somit knapp drei Prozent aller Einwohner förderndes Mitglied im DRK. Wir bemühen uns, eines Tages vielleicht wieder an jene Quote von fünf Prozent anknüpfen zu können, die unter dem Eindruck der noch unmittelbaren Erinnerung an die Schrecken des Krieges in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg erreicht worden war. Hier noch die aktuellen Mitgliederzahlen für ganz Deutschland: vier Millionen passive und 400.000 ehrenamtliche Mitglieder.

Noch einmal zurück zur vorherigen Frage: Wie passen der soziale Anspruch des Roten Kreuzes und sein geschäftliches Gebaren, sein Gewinnstreben, zusammen?

Zunächst einmal: Die Arbeit des Roten Kreuzes ist in den 150 Jahren seines Bestehens sehr viel umfangreicher geworden und reicht vom humanitären Einsatz in Kriegsgebieten über die Katastrophenhilfe in aller Welt bis hin zu vielseitigem sozialen Engagement; Letzteres wurde in Deutschland übrigens

Die Rettungsassistenten Mitja Stolle und Jonte Arnolds vom DRK-Kreisverband Oldenburg-Land in Hude üben im Rettungswagen die Versorgung eines Notfallpatienten.

erst nach dem Zweiten Weltkrieg übernommen. Ich finde die vereinzelt anzutreffende Kritik mit dem Tenor, das Rote Kreuz würde sozusagen auf dem Rücken der Ehrenamtlichen einen Haufen Geld verdienen, nicht nur ungerecht, sondern auch völlig abwegig. Denn nur wenn wir Geld verdienen, können wir auch soziale und karitative Leistungen erbringen. Ich sage immer, die Fugger hätten auch keine Sozialwohnungen bauen können, wären sie nicht wirtschaftlich erfolgreich gewesen. Der große Unterschied zu den privaten Anbietern von sozialen Angeboten ist jedoch, dass unser Gewinn nicht in die Taschen Einzelner fließt, sondern in voller Höhe zurück in unsere Einrichtungen. Das hat uns bisher davor bewahrt, auch in Zeiten, als wir längere Durststrecken zu bewältigen hatten, etwa Aufgaben ganz auslagern zu müssen oder die tariflichen Standards unserer Mitarbeiter infrage zu stellen.

In welcher Größenordnung bewegt sich eigentlich der Haushalt des DRK-Landesverbandes?

Gut zwölf Millionen Euro, insgesamt mit unseren Kreisverbänden bewegen wir rund 60 Millionen Euro.

Ist es heutzutage schwerer als noch vor zwei oder drei Jahrzehnten, Menschen für eine ehrenamtliche Mitarbeit zu gewinnen?

Das ist sehr unterschiedlich: In den ländlichen Regionen gelingt es etwas besser, Menschen zur Mitarbeit zu bewegen, in den Städten dagegen ist es ungleich schwieriger. Es ist nun einmal so, dass die Freizeitangebote vor allem für junge Leute auf dem Land meistens etwas beschränkter sind als in der Stadt und das Gemeinschaftserlebnis deshalb eher in Gruppen wie dem Jugendrotkreuz gesucht und gefunden wird. Deshalb ist es auch unser besonderes Anliegen, das Jugendrotkreuz zu fördern. Die beste Werbung, um junge Menschen für einen freiwilligen Dienst an der Allgemeinheit zu gewinnen, ist nach meiner Erfahrung allerdings immer noch das Vorbild des Elternhauses, von Verwandten oder Bekannten. Inzwischen beschäftigen wir im Landesverband und in fünf Kreisverbänden sogenannte Ehrenamtskoordinatoren, die einerseits Menschen für die Mitarbeit im Roten Kreuz gewinnen und andererseits unsere Helferinnen und Helfer in ihrer Motivation unterstützen sollen.

Das DRK steht auf vielen Gebieten im Wettbewerb mit anderen großen Rettungs- oder Wohlfahrtsorganisationen. Es geht dabei um viel Geld, das zum Großteil Bund und Länder verteilen. Wie ist das Verhältnis zur „Konkurrenz“, und wie schwierig ist es, in diesem Wettbewerb zu bestehen?

Natürlich stehen wir auf einigen Feldern im Wettbewerb mit anderen Organisationen. Doch alles in allem haben sich im Oldenburger Land bei den einzelnen Organisationen Schwerpunkte herausgebildet, sodass man sich kaum und gar nicht ins Gehege kommt. Einer der Schwerpunkte unseres Landesverbandes Oldenburg sind die Mutter-Kind-Kuren.

Sie sind seit dem Jahr 2000 Präsident des Landesverbandes und werden vermutlich eine weitere vierjährige Amtszeit dranhängen. Was waren in Ihrer bisherigen Amtszeit die herausragenden Einsätze, an denen sich der DRK-Landesverband national und international beteiligt hat?

Ganz am Anfang stand noch die Hilfe im Mittelpunkt, die wir beim Aufbau des DRK-Landesverbandes Mecklenburg-Vorpommern leisten konnten. Dann haben wir an NWZ-Weihnachtsaktionen für Frauenhäuser in Afghanistan und für thailändische Tsunami-Opfer mitgewirkt und 2009 in Oldenburg einen internationalen Erste-Hilfe-Wettbewerb mit 26 Mannschaften aus aller Welt organisiert. Außerdem waren unsere Leute in der Vergangenheit an allen internationalen und nationalen Katastrophenschutz-Einsätzen beteiligt, hierzulande an der Elbeflut ebenso wie an der Oderflut. Unsere Trupps, immer so um die 50 Leute stark und weit überwiegend mit Ehreamtli-

In der DRK-Notfallzentrale in Hude: Die Rettungssanitäter Carmen Schote und Patrick Zabrodzky organisieren und koordinieren die Einsätze, wozu auch der Einsatz von Monika Reinert im Fahrdienst des DRK in Hude gehört. Sie verteilt Essen an Senioren. Das DRK versorgt täglich bundesweit 170.000 Menschen mit seinem Menü-Bringdienst, besser bekannt als „Essen auf Rädern".

chen besetzt, sind spezialisiert auf die Versorgung vor Ort. Sie bauen zum Beispiel Feldküchen und Zelte auf. Erfreulicherweise haben die Arbeitgeber in der Region in der Regel Verständnis dafür, wenn ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin mitunter von einem Tag auf den anderen zum Einsatz für das DRK abgerufen wird. Dafür sind wir sehr dankbar.

Was waren aus Ihrer Sicht die wichtigsten Entscheidungen und Entwicklungen im Landesverband, an denen Sie als Präsident mitgewirkt haben?

Politisch am heikelsten war und ist es, die immer wiederkehrenden Andeutungen und Versuche abzuwehren, die Eigenständigkeit unseres Landesverbandes in Zweifel zu ziehen. Es wäre doch sinnvoller, würde Oldenburg im Landesverband Niedersachsen aufgehen, heißt es dann. Das würden manche Landespolitiker gern sehen, ist Oldenburg doch neben Württemberg, Baden und den beiden Landesverbänden in Nordrhein-Westfalen der einzige DRK-Landesverband, der nicht auf der Ebene eines Bundeslandes organisiert ist. Vor allem in den Jahren, als die Krankenkassen die Genehmigung von Mutter-Kind-Kuren äußerst restriktiv handhabten und uns eines unserer wirtschaftlichen Standbeine wegzubrechen drohte, wurde gerne darauf angespielt, wie wirtschaftlich vorteilhaft eine Fusion mit Niedersachsen wäre. Wir haben damals als Landesverband drei Jahre lang tatsächlich rote Zahlen geschrieben, hatten aber Gott sei Dank die Substanz, diese Durststrecke zu überstehen. In drei Gesprächen konnte ich schließlich den damaligen Bundesgesundheitsminister Rösler dazu bewegen, sich der Sache anzunehmen und die Krankenkassen von diesem restriktiven Kurs bei den Mutter-Kind-Kuren abzubringen und die Gesetzeslage zu beachten. Ich könnte es aber auch vom Gefühl her nicht vertreten, den weltweit zweitältesten Rot-Kreuz-Verband, dessen Einzugsgebiet seit 150 Jahren deckungsgleich ist mit dem Oldenburger Land, aufzulösen. Das ist mit mir nicht zu machen.

Vor ein paar Wochen haben Sie das neue Verwaltungsgebäude in Etzhorn bezogen, der Stadtteil, in dem Sie auch wohnen …

… ja, es wird hin und wieder gespöttelt, dass der Neubau deshalb dort angesiedelt wurde, damit ich zu Fuß ins Büro gehen kann. Im Ernst: Es ist fast historisch zu nennen, dass wir zum ersten Mal in unserer 150-jährigen Geschichte eine eigene Landesgeschäftsstelle haben. Bisher waren wir nur Mieter. Die Gegenüberstellung von Mietzahlung und Zins und Tilgung

Ende Januar feierte der DRK-Landesverband Oldenburg im Alten Landtag das 150-jährige Bestehen mit einem Festakt, zu dem Dieter Holzapfel eine stattliche Reihe von Ehrengästen begrüßen konnte, darunter den Präsidenten des DRK, Dr. h.c. Rudolf Seiters (links), die niedersächsische Sozialministerin Cornelia Rundt (Mitte), Antonia Rados, RTL-Chefreporterin, die über ihre und die Arbeit des DRK in Krisen- und Kriegsgebieten in aller Welt berichtete, sowie den Präsidenten der Oldenburgischen Landschaft, Thomas Kossendey.

für die Finanzierung des Neubaues sprach eindeutig für den Bau. Es waren rein ökonomische Gründe, die uns dazu gebracht haben, den Standort Kaiserstraße zu verlassen.

Welche Probleme oder bedenkliche Entwicklungen kommen nach Ihrer Einschätzung in den nächsten Jahren auf das DRK zu? In der Jahreshauptversammlung haben Sie sich jüngst besorgt über die Notfallversorgung auf dem Land geäußert.

Sie ist in der Tat nicht optimal. Es vergeht einfach zu viel Zeit, um zu Notfallpatienten zu kommen. Ein Herzinfarkt-Patient etwa sollte eigentlich nicht länger als sieben, acht Minuten auf den Rettungswagen warten müssen; zurzeit aber dauert es auf dem Land mitunter noch 15 bis 20 Minuten. Außerdem wird die Situation dadurch erschwert, dass viele kleinere Krankenhäuser schließen müssen und die Wege zu den größeren Krankenhäusern länger sind. Große Sorgen bereitet es allen Wohlfahrtsorganisationen, Mitarbeiter in Pflegeberufen zu bekommen. Das liegt zum einen an der schlechten Bezahlung und zum anderen daran, dass wir zu wenige Pfleger und Pflegerinnen ausbilden. Nur mal als Beispiel: Ein Fließbandarbeiter bei VW verdient zwischen 3000 und 4000 Euro im Monat; eine Pflegekraft zwischen 1500 und 2000 Euro, in Leitungsfunktion bis zu 2500 Euro. Hinzu kommt – das wissen die wenigsten –, dass die zukünftige Pflegekraft ihre Ausbildung an der Pflegeschule selber bezahlen muss. Wer entscheidet sich unter solchen Bedingungen schon für einen Pflegeberuf? Es ist eine dringliche Aufgabe für die Politik, diesen unhaltbaren Zustand zu beheben. Nur leider wird immer nur geredet, aber nie wirklich gehandelt.

Sie haben aus den Spenden, um die Sie anstelle von Geschenken bei Ihrer Verabschiedung als GSG-Geschäftsführer gebeten hatten, die nach Ihnen benannte Oldenburgische Rotkreuzstiftung mit einem Grundkapital von 83.000 Euro begründet. Wie sehr leidet Ihre Stiftung – wie so viele andere auch – unter den niedrigen Zinsen?

Durch Zustiftungen und die Erlöse von Konzerten, die ich gegeben habe, sind wir inzwischen bei einer Summe von gut 100.000 Euro. Aber Sie haben recht: Bei den heutigen Zinssätzen sind damit keine allzu großen Sprünge zu machen. Dennoch haben wir in der Vergangenheit in einer Reihe von Fällen Müttern oder Vätern helfen können, die zum Beispiel ihren Selbstkostenanteil an den Kuren nicht aufbringen konnten; da sind wir mit der Stiftung eingesprungen.

Zum Schluss darf eine Frage nicht fehlen: Nachdem Sie im Vorjahr bei der offiziellen 150-Jahr-Feier des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin als Dirigent auftraten – mit welchem Dirigat kann man bei Ihrem Abschied aus dem Amt des Oldenburger DRK-Präsidenten rechnen?

Ich hoffe, dass es nicht so lange dauert bis zum nächsten Konzert. Ich bin schon im Gespräch mit der Philharmonie der Nationen und anderen Orchestern, dass ich zwischendurch vielleicht wieder ein Konzert gebe.

Das Gespräch führte Rainer Rheude
Fotos: Markus Hibbeler

Die Gründung war eine Rückkehr zur alten Ordnung

200 Jahre Oberlandesgericht Oldenburg

Von Jörgen Welp

Als regionales Oberzentrum zeichnet sich die Stadt Oldenburg neben anderem als Behördensitz und in diesem Rahmen auch als Gerichtsstandort aus. In Oldenburg finden sich zahlreiche Gerichte, von denen das Oberlandesgericht (OLG) als bedeutendstes gelten kann. Das OLG Oldenburg feiert in diesem Jahr sein 200-jähriges Bestehen.

Vorgänger des OLG, in dessen Tradition das heutige Gericht steht, war das Oberappellationsgericht, dessen Gründung auf den 1. Oktober 1814 fällt. An diesem Tag trat die landesherrliche Verordnung des damaligen Landesadministrators, des Herzogs Peter Friedrich Ludwig, „die Vertheilung der Geschäfte unter die mit dem 1sten October eintretenden Landesbehörden betreffend“ in Kraft. Eröffnet wurde das Oberappellationsgericht dann am 19. Oktober 1814.

Die Gründung des Oberappellationsgerichts fällt in die Zeit unmittelbar nach Ende der napoleonischen Herrschaft in Oldenburg, während derer Herzog Peter Friedrich Ludwig im russischen Exil war. In der französischen Zeit hatte es grundlegende Veränderungen in Verwaltung und Justiz gegeben, weswegen der Herzog nach seiner Rückkehr eine Neuordnung vornahm. Dabei kehrte er in vielem zu den alten Ordnungen zurück. Die von den Franzosen eingeführte Gewaltenteilung zwischen Exekutive und Judikative wurde im Zuge dieser Neuordnung in den unteren Instanzen wieder rückgängig gemacht. Nur bei den obersten Behörden nicht, wo es neben dem Oberappellationsgericht als höchster gerichtlicher Instanz die Regierung für die Zivilverwaltung gab und für den Militärbereich die Militärkommission. Über diesen drei Einrichtungen war nur noch das Kabinett des Herzogs angesiedelt.

Der Wiener Kongress sah im Deutschen Bund einen dreistufigen Instanzenzug vor, wobei ein oberstes Gericht erst ab 300.000 Einwohnern vorgesehen war. Diese Vorgabe erfüllte Oldenburg nicht, weswegen Peter Friedrich Ludwig erreichte, dass bestehende Gerichte Bestand haben durften, wenn sie für mindestens 150.000 Einwohner zuständig waren. Dieses Ziel konnte Oldenburg damals erreichen.

Von oben nach unten: Justizkollegiengebäude am Markt in Oldenburg, das das Oberappellationsgericht zwischen 1831 und 1868 beherbergte.

Der Sitz des Oberlandesgerichts von 1932 bis 1955 an der Bismarckstraße im Dobbenviertel.

Siegelmarke des Großherzoglich-Oldenburgischen und Fürstlich Schaumburg-Lippischen Oberlandesgerichts.

Fotos: Jörgen Welp

1830 und mit dem Staatsgrundgesetz von 1849 und dem revidierten Staatsgrundgesetz von 1852 gab es weitere Veränderungen bei Oldenburgs höchstem Gericht. 1858/59 und 1868 erfolgten weitere Justizreformen in Oldenburg, die die Zuständigkeit des Oberappellationsgerichts betrafen. Mit den Reichsjustizgesetzen von 1877 entstand die Gliederung in Amtsgerichte, Landgericht und Oberlandesgericht, die auch in Oldenburg eingeführt werden musste. Das Oberlandesgericht übernahm dabei die Aufgaben des früheren Oberappellationsgerichts.

Zwischen 1878 und 1909 gab es ein Oberlandesgericht, das für Oldenburg und Schaumburg-Lippe zuständig war und den Namen „Großherzoglich-Oldenburgisches und Fürstlich Schaumburg-Lippisches Oberlandesgericht“ trug. Das „Großherzoglich-Oldenburgische Oberlandesgericht“ erhielt in der Zeit des Freistaates nach 1919 seinen bis heute gültigen Namen: Oberlandesgericht Oldenburg.

1944 kamen die Landgerichtsbezirke Aurich und Osnabrück vom Oberlandesgericht Celle zum Bezirk des Oberlandesgerichts Oldenburg. Diesen Zuschnitt behielt der Gerichtsbezirk bis heute, obwohl es Versuche gab, dies wieder rückgängig zu machen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war das OLG Oldenburg kurzfristig geschlossen, konnte seinen Betrieb aber bald wieder aufnehmen. Versuche, das OLG Oldenburg aufzulösen, hat es in seiner Geschichte immer wieder gegeben, allerdings blieben diese ohne Erfolg. Änderungen in der Organisation der Gerichte betrafen das Oberlandesgericht nicht. Das Gericht ist weiter gewachsen bis zu seiner heutigen Größe und Bedeutung, sodass es in seinem Bestand gesichert erscheint.

Die Dienstgebäude des OLG waren im Laufe seiner Geschichte ganz verschiedene: Zunächst saß das Gericht in einem Nebengebäude des Schlosses, um dann 1818 ins Regierungsgebäude am Schlossplatz zu ziehen. Dann wechselte es 1831 in das neu errichtete Justizkollegiengebäude nebenan und schließlich 1868 ins heutige Landgerichtsgebäude an der Elisabethstraße. 1932 – 1955 war der Sitz des OLG Oldenburg an der Bismarckstraße. Erst 1955 erhielt das OLG ein eigens für das OLG errichtetes neues Gerichtsgebäude im Oldenburger Gerichtsviertel, das es bis heute nutzt.

Das OLG Oldenburg begeht sein 200-jähriges Bestehen mit einer Vortragsreihe, einem Kunstwettbewerb und einer Ausstellung (siehe Kasten).

Literatur:

175 Jahre Oberlandesgericht Oldenburg. 1814 Oberappellationsgericht, Oberlandesgericht 1989, Kassel 1989.

Dort besonders:

Michael Kodde, Oberappellationsgericht – Oberlandesgericht – Abriß der Geschichte von 1814 – 1989, S. 3-13.

Willi Hack, Baugeschichte des Oberlandesgerichts, S. 151-158.

Die vergangenen 200 Jahre würdigt das Oberlandesgericht im Jahr 2014 mit einer Reihe von Veranstaltungen:

Vortragsreihe

Beginnend am 2. April werden jeweils am ersten Mittwoch eines Monats (Ausnahme: kein Vortrag in den Sommerferien) im Oberlandesgericht (Saal I, 19 Uhr) Vorträge mit unterschiedlichen Schwerpunkten gehalten.

7. Mai
Prof. Dr. Reto Weiler: „Was lässt die Hirnforschung vom Strafrecht übrig?“
4. Juni
Dr. Berend Meyer: „Gott als letzte Instanz? Grenzen menschlichen Rechts – ein Plädoyer für die Menschenrechte.
2. Juli
Prof. Dr. Christian von Bar: „Wozu Eigentum? Europäische Betrachtung zu einem unverzichtbaren Sachenrecht.“
17. September
Prof. Dr. Bettina Schöne-Seifert: „Der hirntodbasierte Tod als Rechtsfiktion? Zu einer aktuellen medizinethischen Debatte.“

Kunstwettbewerb

Im November 2013 wurde an allen allgemeinbildenden Schulen in und um Oldenburg ein Kunstwettbewerb zum Thema „Justitia – Streit und Schlichtung! Wie stellst Du Dir die Justitia vor?“ ausgeschrieben. Eine fachkundige Jury, der insbesondere der Künstler Puck Steinbrecher angehören wird, wird die eingereichten Bilder prämieren. Es folgt eine Ausstellung in den Räumen des Oberlandesgerichts und eine öffentliche Prämierung am 19. Juli, dem Tag der offenen Tür der Oldenburger Justiz.

Historische Ausstellung

Im September ist eine historische Ausstellung über die Geschichte des Oberappellationsgerichts und Oberlandesgerichts Oldenburg in den Räumen des Gerichts geplant.

Termin beim „Kopfweiden-Friseur“

Die Struwwelpeter unter den Bäumen sind ein uraltes Kulturgut

Von Karin Peters (Text und Fotos)

Früher waren Kopfweiden unentbehrlich. Sie lieferten Material für Flechtwerk und Zäune, aber auch jede Menge Stoff für schaurige Geschichten. Heute sieht man sie nur noch selten an den Dorfrändern und Bachufern stehen. Arno Sudeck ist einer der letzten Ehrenamtlichen in der Wesermarsch, die sich um das aufwendige „Schneiteln“ der skurrilen Charakterbäume kümmert.

Das Aufheulen einer Motorsäge durchschneidet die Stille an der Hörspe, einem breiten Graben, der sich durch die idyllische Wiesenlandschaft bei Lemwerder schlängelt. Holzspäne fliegen, Äste knacken, rauschend fallen sie zu Boden. Es ist Winter, Zeit für den „Kopfweiden-Friseur“. Schon seit knapp 30 Jahren verpasst Arno Sudeck seinen strubbeligen „Kindern“, wie er die teils selbst angepflanzten Kopfweiden nennt, den passenden Putz. Ihre langen, geraden Ruten müssen regelmäßig bis auf den Stumpf zurückgestutzt werden, damit die Bäume nicht kopflastig werden und auseinanderbrechen. Nur so lassen sie sich in ihrer typischen Form erhalten.

Geköpfte „Häuptlinge“

Es ist noch gar nicht so lange her, da prägten Kopfweiden ganz selbstverständlich unser Bild von Heimat. In langen Reihen standen sie entlang der Fließgewässer, borkige Wächter, die ihre langen Finger wie Lanzen aus geballten Fäusten strecken. Uns Menschen verbindet mit diesen bizarren Baumgestalten eine jahrtausendealte Geschichte. Man geht davon aus, dass Kopfweiden bereits mit Beginn der Grünlandwirtschaft, also ab 900 vor Christi, gezielt angepflanzt und für vielfältige Zwecke genutzt wurden.

Allerdings handelt es um keine Baumart im botanischen Sinne. Ihre Form entsteht sozusagen von Menschenhand aus einer besonderen Schnittpflege. Die Bäume, insbesondere Silber- und Bruchweiden, werden in ihrer Jugend in einer Höhe

Kopfweiden sind markante Blickpunkte in unserer immer eintöniger werdenden Kulturlandschaft. Auch wenn ihr wirtschaftlicher Nutzen heute gering ist – für unser Gefühl von Heimat und eine Vielzahl seltener Vögel und Insekten sind diese borstigen Wegbegleiter einfach unersetzlich.

von zwei bis drei Metern geköpft. „Statt einer Krone sprießen aus der Schnittfläche dann lange Weidenruten, die immer wieder nachgeschnitten werden müssen“, erklärt Sudeck. Im Laufe der Zeit verdickt sich der Stamm am oberen Ende zu einem knorpeligen Kopf. So erhalten die Bäume mit zunehmendem Alter ihre faszinierende Schönheit und Eigenart.

Eine Arbeit, die niemand mehr machen will

Sudeck stellt die Leiter um und klettert mit seinem Werkzeug in den nächsten Baum. Das „Schneiteln“ ist eine aufwendige Sache. Je nach Wuchs der Weide braucht er ein bis zwei Stunden für die Kahlrasur. Die verbleibenden Aststummel sollten möglichst kurz ausfallen. Außerdem muss er darauf achten, dass die Schnittflächen glatt und schräg verlaufen, damit das Regenwasser gut ablaufen kann.

Von Oktober bis Ende Februar ist der 56-Jährige, der eigentlich Servicetechniker in einem Automobilunternehmen ist, fast jedes Wochenende hier draußen. Allein am Hörsper Hellmer warten rund 300 Weiden auf den Mann mit der Säge. Dass hier überhaupt noch Kopfweiden stehen, beruht zum großen Teil auf seiner eigenen Initiative. Schon als junger Mann entdeckte Sudeck seine Leidenschaft für die „Häuptlinge“ der Wesermarsch. So sorgt er – mit Unterstützung aus Gemeinde und Naturschutz – seit Jahrzehnten für den Nachwuchs und die Pflege seiner Schützlinge. Ehrenamtlich, versteht sich. Und nicht nur das. Er füllt die Reihen mit wertvollen Naturgehölzen auf, wie Grauerle, Haselnuss und Pfaffenhütchen, legt aus dem Schnittgut Totholzhecken an und hängt selbst gebaute Vogelkästen in die Zweige. „Die Natur freut sich“, sagt er, und nur darauf komme es ihm an.

Sudeck ist ein Glücksfall für die Kopfweiden. Er allein wird aber wohl kaum verhindern können, dass sich die markanten

Gut gepflegte Kopfweiden können 80 bis 120 Jahre alt werden. Ihre Kronen müssen alle 2 bis 5 Jahre komplett zurückgeschnitten werden, damit sich die knorrigen Aststümpfe herausbilden. Wartet man zu lange mit dem „Schneiteln", besteht die Gefahr, dass die Triebe zu schwer werden und Bäume auseinanderbrechen.

Baumpersönlichkeiten langsam aus unserer immer einförmiger werdenden Kulturlandschaft verabschieden. Außer in Naturschutzgruppen gibt es kaum noch Leute, die das zeit- und arbeitsintensive „Schneiteln", wie man das Stutzen ihrer wilden Häupter nennt, übernehmen wollen. Wozu auch? Der Bedarf an Weidenruten ist in den letzten Jahrzehnten schlagartig zurückgegangen. Neue Materialien haben sie in fast allen Lebensbereichen ersetzt und der Aufwand für ihre Gewinnung steht längst nicht mehr im Verhältnis zum wirtschaftlichen Nutzen.

Mit Weiden bind ich meine Schuh …

Früher war das anders. Da konnte man auf dem Lande kaum auf das vielseitige und schnellwüchsige Holz verzichten. In vielen Gegenden wurden noch bis in die 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts hinein regelmäßig Kopfweiden gepflanzt und, je nach Verwendungszweck, im ein- bis fünfjährigen Turnus zurechtgestutzt. Die dickeren Äste kamen in den Ofen oder wurden zu Zaunpfählen, Besenstielen und Holzschuhen verarbeitet. Aus den dünneren Ruten stellten die Bauern Weidenkörbe und Flechtwerk für die Lehmmauern ihrer Fachwerkhäuser her. Die Strohbündel der Strohdächer waren ebenfalls mit Weidenruten an den Sparren befestigt. Und bei ganz armen Leuten mussten die dünnen Gerten sogar als Schnürsenkel-Ersatz herhalten, wie aus einer mittelalterlichen Bauernklage überliefert ist: „Mein, horcht mir nur ein wenig zu, mit Wyden (Weidenruten) bind ich meine Schuh, kein Frucht hab ich schier in der Scheuer und muss doch geben meine Steuer."

Korbweiden lieferten aber nicht nur Holz – als „verwachsene Weiber mit zottigem Kopf", so der Schriftsteller Günter Eich, beflügeln sie auch seit jeher unsere Fantasie. Besonders im Winter oder wenn der Nebel über Wiesen und Bäche wabert, erscheinen sie wie unheimliche Spukgestalten. Da lässt sich leicht vorstellen, dass in den hohlen Weiden die Seelen ertrunkener Kinder wohnen, wie die Alten raunten. Ja, sogar der Teufel selbst hause in den morschen Weidenstrünken, wo die jungen Frauen dem Satan ihre Seele schenkten, um die hohe Kunst der Hexerei zu erlernen. Nicht umsonst verleihe erst eine Weidenrute dem Hexenbesen seine wahre Zauberkraft. Sogar Goethe gruselte es angesichts der mystischen Bäume. „Es scheinen die alten Weiber so grau", spinnt er im „Erlkönig" düstere Gedanken.

Bäume des Lebens

Ebenso magisch erscheint die schier unerschöpfliche Energie der Weiden. Ihre Fähigkeit, selbst unter schwierigsten Bedingungen immer wieder junge Triebe auszubilden und aus einem einfachen Stock, der in die Erde gesteckt wird, neues Leben entstehen zu lassen, grenzt auch für Arno Sudeck an ein Wunder. „Die helfen sich immer wieder", bestätigt er, „ich hatte mal einen Baum, der war auseinandergebrochen und scheinbar tot. Und dann kam irgendwann so ein Seitenast, der hat nachher den ganzen Baum übernommen."

Natürlich rankten sich um diese wundersamen Kräfte diverse Rituale. So glaubte man zum Beispiel, dass sich körperliche Leiden auf die Bäume übertragen ließen. Man müsse sich nur nachts in eine hohle Weide stellen oder etwas Eigenes, wie Haare oder Fingernägel, in einen Weidenspalt stecken und dazu eine Beschwörungsformel aufsagen – schon würde man gesund. Abgesehen davon ist die Weide tatsächlich eine Heilpflanze. Tee aus ihrer Rinde galt früher als unübertroffenes fiebersenkendes Mittel, das auch bei Rheuma und Gicht wirkte. Wie man inzwischen weiß, steckt dahinter ein Wirkstoff namens Salicin – heute Hauptbestandteil von Aspirin.

„Die Weiden, verwachsene Weiber,
gebeugt, mit zottigem Kopf,
zerlumpt sind ihre Röcke,
die Läuse nisten im Zopf.
Sie recken die dürren Arme
vereint zum Himmel hinauf.
Zu ihren verwurzelten Füßen
stockt der Wasserlauf.

Unter der Bohlenbrücke
liegt ertrunken ein Kind.
Aus faulenden Weidenstränken
seine Glieder sind.
Ich weiß, dass die Weiden schreien
mitten im Sonnenlicht.
Ich gehe über die Brücke
und tu, als hört ich es nicht.“

(Günter Eich,
deutscher Lyriker, 1907 – 1972)

Je fauler, desto nützlicher

Für die Natur sind Kopfweiden auch heute noch von unschätzbarem Wert. Gerade die alten Baumrecken, die durch Fäulnisprozesse geradezu durchlöchert sind und deren hohle Gerüste wie Skulpturen in der Landschaft stehen. Hier finden Fledermäuse und Höhlenbrüter wie der seltene Steinkauz optimale Bedingungen vor. Arno Sudeck hat früher einige Bruthöhlen angebracht, die dann allerdings meist vom Steinmarder in Beschlag genommen wurden. Auch im morschen Weichholz, auf Rinde, Blättern und Trieben wimmelt das Leben. Weiden gehören zu den insektenreichsten Bäumen überhaupt. Bis zu tausend Arten, darunter seltene Käfer wie der Moschusbock, lassen es sich hier gut gehen. Ganz zu schweigen von den Bienen, denen die Weidenkätzchen im Frühling die erste wichtige Nahrung liefern.

Nicht nur Sudeck wünscht sich, dass die Kopfweide als Lebensraum und Kulturgut erhalten bleibt. „Das Schönste, was mir passieren könnte, wäre, dass einer mal meine Arbeit weitermacht“, sagt der Kopfweiden-Friseur. Für heute jedenfalls ist die Arbeit am Hörsper Hellmer getan. „Tschüss“ sagt er leise zu seinen Freunden und streicht noch einmal mit der Hand über ihre raue Rinde.

Premiere und Uraufführung an einem Abend

Schlossabend zum 85. Geburtstag des Oldenburger Historikers Professor Dr. Heinrich Schmidt

Professor Dr. Heinrich Schmidt. Fotos: Anna-Lena Sommer

RR. Eine Premiere und eine Uraufführung an einem Abend erlebten die Besucher beim Schlossabend zum 85. Geburtstag des Oldenburger Historikers Professor Dr. Heinrich Schmidt, dem Nestor der nordwestdeutschen Regionalgeschichte. Zum einen war es eine gemeinsame Veranstaltung von Oldenburger Landesverein, Oldenburgischer und Ostfriesischer Landschaft sowie der Universität Oldenburg, die Premiere einer Kooperation, die nach Ansicht des Landesvereins-Vorsitzenden Reinhard Rittner fortgesetzt werden könnte; zum anderen gab es eine Uraufführung oldenburgisch-ostfriesischer bilingualer Zusammenarbeit, weil die Landschaftspräsidenten Thomas Kossendey und Helmut Collmann ihre Grußworte ineinander verschränkt abwechselnd auf Plattdeutsch und Hochdeutsch vortrugen. Während Kossendey hervorhob, dass Schmidt schon immer die historischen Quellen mit dem Alltag der Menschen verknüpft und somit manches Mal dröges Historikerwissen lebendig und die Heimatgeschichte modern gemacht habe, formulierte Collmann seine Würdigung Schmidts in Ostfriesen-Platt: „Bi uns seggt man, wenn een dat good verklookfiedeln kann: Proten musst könen! De Mann kann proten un dat so, dat sien Tohörers richtig fesselt worden un hum denn elke Woord reinweg van de Lippen oflesen."

Professor Dr. Thomas Vogtherr.

Es als Landeshistoriker zur Meisterschaft gebracht zu haben, bescheinigte Professor Dr. Thomas Vogtherr dem Jubilar. Der Vorsitzende der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen wies in seiner Laudatio darauf hin, dass Schmidt als gelernter Archivar, der in den 1950er-Jahren an der als „Mekka der Geschichtswissenschaften" geltenden Göttinger Universität promoviert wurde, das denkbar beste Rüstzeug mitgebracht habe, um sich den historischen Quellen mit handwerklicher Präzision zuzuwenden. Ein solcher Archiv-Historiker beantworte die klassischen Was-wer-wann-wo-warum-Fragen wie ein gut recherchierender Journalist. Historiker hätten als „rückwärtsgewandte Propheten", ein Begriff geprägt von Friedrich von Schlegel, naturgemäß meistens recht. Recht zu haben bedeute, die Folgen und Wirkungen zu kennen, die einem vor Jahrhunderten Handelnden eben nicht bewusst sein konnten, und das Umfeld beschreiben zu können, das der Abt eines ostfriesischen Klosters im 13. Jahrhundert mangels Smartphone und Internet nicht so vollständig habe erfassen können, wie wir es heute zu rekonstruieren vermögen, sagte Vogtherr. „Wir Historiker kommen vom Rathaus und sind vielleicht klüger, jedenfalls glauben wir, mehr zu wissen. Das aber verpflichtet zur Demut, und Heinrich Schmidt ist einer ihrer Meister."

Historiker seien geradezu von Berufs wegen neugierig auf Menschen und deshalb gehalten, den Menschen offen, fair, interessiert und zugewandt gegenüberzutreten. „Wenn wir uns mit Menschen beschäftigen, dann beherzigen wir die Grundsätze der christlichen Demut. Insbesondere gilt das für Heinrich Schmidt, der aus seinem Glauben heraus lebt und anderen Menschen gegenübertritt." Das Wissen darüber, dass wir Nachgeborenen so ungemein viel besser Bescheid wissen, weil wir schlicht und einfach in der Lage seien, mehr an historischem Erfahrungsschatz aufzubringen, berechtige uns nicht, uns zu Richtern über die Menschen zu machen – das sei die Demut des Historikers. Schmidt rede mit den Vorangegangenen und übertrage ihre Sprache

behutsam in unsere, sagte Vogtherr: „Wir sind dankbar, dass es diesen Kollegen gibt."

Die Grüße und Glückwünsche von Schmidts Alma Mater, der Universität Oldenburg, überbrachte deren Vizepräsidentin Gunilla Budde, selbst Historikerin. Als Hochschullehrer, als Vortragender und als Spiritus Rector des Historischen Quartetts habe Schmidt für das Geschichtsbewusstsein der Stadt und weit darüber hinaus „mehr getan als ganze Fachbibliotheken staubtrockener Abhandlungen oder die ach so modernen bildertrunkenen historischen Fernsehdokumentationen unserer Zeit", sagte sie. Man merke seinen Büchern an, dass sie nicht in der Abgeschiedenheit einer intellektuellen Schreibstube entstanden seien, sondern in Seminarräumen und Vortragssälen, in ständigem Austausch mit wirklichen Menschen.

Budde sprach von einer leidenschaftlichen, durch und durch authentischen Hingabe zur regionalen Geschichte, die aus jeder Zeile und in jedem Vortrag von Schmidt hindurchscheine. Er schaue mit Sympathie, wenn nötig auch mit Kritik und wohltemperierter Ironie auf die Geschichte, quellengesättigt, mit Freude an der historischen Welt. Auf die Studierenden, die Schmidt als ersten 1976 berufenen Mediävisten an der Uni Oldenburg erleben durften, habe diese Begeisterung ansteckend gewirkt. Kaum einer verstehe es so gekonnt, komplizierte Sachverhalte in menschenfreundlicher Diktion und glasklarer Argumentation zu präsentieren. Dankbar seien die Studierenden auch für die große Fairness gewesen, nicht zuletzt in Prüfungen. Es seien vielfach eher freundliche Gespräche unter Geschichtsbegeisterten gewesen, man habe sich als junger Mensch ernst genommen und als erwachsen betrachtet gefühlt. „Schon nach der ersten Begegnung wussten die Studierenden: Dieser Professor brennt für sein Metier, der Funke sprang über."

Für Schmidt sei die Wissenschaft eine öffentliche Angelegenheit, sagt Budde, ein „Forum für Fragen der Zeit", wie Karl Jaspers es ausgedrückt habe. Schmidt sehe sich in der Verantwortung, seine Erkenntnisse und Erfahrungen in die Gesellschaft zu tragen und mit ihr darüber in den Dialog zu treten. „Eine Universität, die sich selbst mit der Welt verwechselt, stehe in der Gefahr, sich zu isolieren und die Umwelt nicht mehr wirklichkeitsgerecht wahrzunehmen", habe Schmidt einmal eindringlich gemahnt. In dem von der Gründung an engen regionalen Praxisbezug sehe er ein „schwergewichtiges Pfund", mit dem es zu wuchern gelte. Die Universität Oldenburg bleibe gut beraten, wenn sie, wie bisher, die Region mit ihren spezifischen Problemen und Wünschen ernst nehme, sagte Schmidt einmal und forderte die Region auf, ihrerseits die gelassene, prinzipiell einverständliche Toleranz zu bewahren, die sich mittlerweile im Verhältnis zur Universität herausgebildet habe. Dass zwischen Universität, Stadt und Region eine regelrechte Wahlverwandtschaft entstanden sei, man sich gegenseitig schätze und unterstütze, sei nicht zuletzt auch solchen Brückenbauern wie Heinrich Schmidt zu verdanken, sagte Budde.

Zum Abschluss des Abends hielt der Jubilar einen Vortrag über „Friesen, Bremer, Oldenburger im späten Mittelalter: Die ‚Schlacht von Coldewarf' 1368".

Reinhard Rittner (Hrsg.): Für und von Heinrich Schmidt aus Anlass seines 85. Geburtstages am 24. Oktober im Schloss zu Oldenburg, Vorträge der Oldenburgischen Landschaft, Heft 50, Isensee Verlag, Oldenburg 2014, 60 Seiten, farb. Abb., ISBN 978-3-7308-1059-0, Preis: 8 Euro.

„umzu und mittendrin"

1. Tag der Gästeführung im Oldenburger Land am Sonntag, 27. April, mit kostenlosen Kurzführungen um 12, 14 und 16 Uhr an vielen Orten im Oldenburger Land. Qualifizierte Gästeführerinnen und Gästeführer laden zu Schnupperführungen von jeweils 30 Minuten ein und geben so einen Einblick in das umfangreiche Führungsprogramm.
Informationen unter www.kulturtourismus-ol.de
Eine Veranstaltung der AG Kulturtourismus der Oldenburgischen Landschaft (in Kooperation mit der LEB).

Foto: Christine Krahl

„Über den Wolken“

Gemeinsame Franz-Radziwill-Schau in Dangast und Jever

Von Birgit Denizel

Betrachtet man das Gesamtwerk Franz Radziwills (1895 – 1983), so sind es tatsächlich vorrangig Motive aus der Natur, die der Maler in über fünf Jahrzehnten auf die Leinwand gebracht hat. In Bremen aufgewachsen, ließ sich Radziwill im Jahr 1923 in Dangast am Jadebusen nieder. Die spröde Nordseeregion, die von den Gezeiten beherrscht wird, war zeitlebens seine fundamentale Inspirationsquelle. In die dörfliche Abgeschiedenheit brach mit dem Wirtschaftswunder der Tourismus ein. Kaum hat sich die Landschaft von den Auswirkungen des Krieges erholt, folgte eine neue Bedrohung von Flora und Fauna, die in Form von Planierraupen, Asphaltmaschinen und Wohnwagenkolonnen anrückte. Der Wandel der Infrastruktur verdrängte zunehmend den reizvollen Blick auf Felder, Reetdächer und das Wattenmeer. Sich jetzt in idyllische Bildwelten friesischer Natur zurückzuziehen, war Radziwills Sache nicht. Als Künstler der Gegenständlichkeit verpflichtet, war es nur konsequent, dass er jegliche Ein-

Linke Seite: Franz Radziwill, Landung des Segelfliegers, Ölgemälde, 1955, Privatbesitz.
Rechts: Franz Radziwill und Martin Dekker, in: „Der Gemeinnützige", 18.11.1955.
Foto: Willy Hinck
Unten: Die Ikarus am Dangaster Strand.
Foto: Willy Hinck

griffe in die einzigartige Küstenregion kritisch dokumentierte und zum Thema seiner Malerei machte.

Im November 1955 hatte der Künstler die Gelegenheit, seine Wahlheimat von oben zu betrachten, und dieses Ereignis hielt er auf der Leinwand fest. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden sämtliche Luftfahrt- und Luftsportaktivitäten in Deutschland durch die Alliierten zunächst untersagt. Als das Verbot 1951 aufgehoben wurde, formierten sich Luftsportenthusiasten zu zahlreichen Vereinen. Im Nordwesten hatten sich die Luftsportvereine Jade-Wilhelmshaven, Friesland-Jever und Ikarus-Zetel etabliert. Letzterem gehört Martin Dekker an, der einen sogenannten „Doppelraab" als erste Nachkriegskonstruktion eines zweisitzigen Segelflugzeugs baute und auf den Namen Ikarus taufte. Doch trotz allen Pioniergeistes fehlte es dem Verein an geeigneten Fluggeländen und so zog Dekker mit dem Ikarus auch zum Dangaster Strand. Über dieses spektakuläre Ereignis berichtete die Vareler Tageszeitung „Der Gemeinnützige" am 18. November 1955 ausführlich und beschrieb das Flugzeug als einen „Vogel, der da lautlos über ihren Dächern erscheint, in einigen eleganten Kurven langsam dem Strande näher kommt, um dann hinter der Deichkappe zu verschwinden. Auf der sattgrünen Grasnarbe der salzigen Strandflora setzt sich der Segelgleiter mit der Bremskufe auf (...)". Sogar die interessierten Zuschauer durften einsteigen – und dabei flog Franz Radziwill gleich zwei Mal mit. Unter der Überschrift „Der fliegende Professor" zeigt das Foto deutlich seine Begeisterung. „Kein Wunder, welcher Maler sieht nicht gerne mit Vogelaugen auf die Landschaft herab, die ihn aus der normalen Sicht schon so stark zu fesseln vermag." Der Autor des Artikels ist Willy Hinck (1915 – 2002), der ebenfalls als Künstler in Dangast ansässig war und das Ereignis ausführlich und geradezu bildhaft schilderte: „Es ist gerade Hochwasser. Fischkutter und Boote sind wie Zeichen einer ausdrucksvollen Graphik auf weißgrauem Büttenpapier." Eben diese Szenerie finden wir im Gemälde „Die Landung des Segelfliegers" wieder.

Das großformatige Ölbild ist aktuell in der Ausstellung „Die Halbinsel der Seeligen – Franz Radziwill in der Natur" im Dangaster Künstlerhaus zu sehen. Als zweiter Teil eines Ausstellungsprojekts und in Kooperation mit dem Schlossmuseum Jever wird dort das Interesse Radziwills an der Natur anschaulich belegt. Dabei verwies er nicht nur mit seinen Bildern auf die Bedrohung der Region. Seit Mitte der 50er-Jahre setzte sich Radziwill als früher Umweltaktivist ein, um der Entwicklung von Dangast vom beschaulichen Seebad mit künstlerischem Erbe zum austauschbaren Feriendomizil entgegenzuwirken. Er kämpfte für den Erhalt der ursprünglichen Landschaft und gegen den aufkommenden Massentourismus. Darüber hinaus engagierte sich Radziwill als Vogelschutzwart am Wattenmeer.

Die gemeinsame Schau in Dangast und Jever liefert ein Zeugnis von einst gelebter Naturverbundenheit in ländlicher Sphäre bis zur Kritik an den wachsenden Auswirkungen vom Raubbau an der Landschaft und dem Massentourismus. Im begleitenden Katalog sind die ausgestellten Werke aus allen Schaffensphasen abgebildet und verdeutlichen Radziwills Wahrnehmung der Entwicklung der Region. Als einer der ersten Künstler der deutschen Nachkriegsära, der Themen wie Naturverlust und Umweltzerstörung in die eigene Kunst einbrachte, schuf er Werke, die als zeitgemäß und visionär gelten. Mit seinem zivilisationskritischen Œuvre gilt Franz Radziwill als Chronist seiner Zeit.

„Die Halbinsel der Seligen – Franz Radziwill in der Natur"
30. März 2014 – 11. Januar 2015 im Franz-Radziwill-Haus
Sielstraße 3, 26316 Dangast, www.radziwill.de
6. April – 31. August 2014 im Schlossmuseum Jever
Schlossplatz 1, 26441 Jever, www.schlossmuseum.de

Quellen: Lena Tapken (Hg.): Dangast - Augen-Blicke, Fotografien von Willy Hinck, Oldenburg 2003; Vereinschronik der Luftsportgemeinschaft Waterkant-Zetel e.V., 2006; „Der Gemeinnützige", Ausgabe 268 vom 18. November 1955

Westerstede blüht wieder auf

Größte Rhododendronschau in Europa

Von Günter Alvensleben

Nach vier Jahren ist es wieder so weit: Zur „Rhodo 2014“, vom 17. bis 26. Mai, der größten Rhododendronschau Europas, verwandelt sich das Zentrum der Kreisstadt Westerstede in einen einzigartigen Rhododendrongarten. Hunderte von verschiedensten Rhododendron- und Azaleenarten sorgen für eine unvergleichliche Blütenpracht. Als vor 42 Jahren die ersten „Rhododendronfesttage“ organisiert wurden, konnten die Veranstalter, voran der damalige Verkehrsverein Westerstede als Ideengeber sowie rührige Geschäftsleute, Baumschulisten, Ratsmitglieder und Mitarbeiter von kommunalen Ämtern, sicherlich (noch) nicht ahnen, dass der Start zu einer von Anfang an außergewöhnlichen Blumen- und Erlebnisschau so erfolgreich werden würde, wenngleich man es doch erhofft hatte.

Buchstäblich aus dem Stand heraus hatten es die Beteiligten geschafft, Westerstede (damals noch eine Gemeinde, Stadtrecht seit 1977) zu einem Alleinstellungsmerkmal als Rhododendronstadt zu verhelfen. Vom ersten Tage an mit dabei – an der Seite des Bürgermeisters – war bereits eine „Majestät“, die Rhododendronkönigin. Von Schau zu Schau wurde die „Rhodo“ von erfahrenen Fachleuten und vom verantwortlichen Organisator der Stadtverwaltung immer bunter, interessanter und aufwendiger weiterentwickelt. Heute ist die „Rhodo“ als weit über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus bekannte Traditionsveranstaltung in Westerstede fest etabliert. In der Vergangenheit standen immer wieder klingende Namen im Programm. So beispielsweise Anton Günther Herzog von Oldenburg, Marianne von Weizsäcker, Gräfin Sonja Bernadotte (Insel Mainau), die Deutsche Blumenfee oder Niedersachsens ehemaliger Ministerpräsident Christian Wulff. In diesem Jahr hat Professor Klaus Töpfer, unter anderem Vorsitzender der Jury für Klima und Umwelt, die Schirmherrschaft über die „Rhodo“ übernommen.

Auf 20.000 Quadratmetern Fläche setzen über 80 Markenbaumschulen aus der oldenburgisch-ostfriesischen Region (auch mit Neuzüchtungen) und zahlreiche Fachaussteller wieder eine brillante „Rhodo“ in Szene, die mit zeitgemäßen organisatorischen Neuerungen aufwartet. Das aus Bremen stammende Garten- und Landschaftsarchitektenteam setzt bei der diesjährigen „Rhodo“ auf mehr Erlebnischarakter. Neben der intensiveren, unterhaltsameren Information über die Beschaffenheit der Rhododendron- und Azaleenarten sind spektakuläre Blickfänge und Lichteffekte vorgesehen. Auf dem Gelände rund um die St.-Petri-Kirche, in der zum Teil abgedunkelten Pflanzenschauhalle und vor allem auf dem Alten Markt kann sich der Blütenzauber voll entfalten. Ein besonderes Highlight ist zweifellos die gebirgsähnliche Gestaltung des Alten Marktes. Eine eisige Landschaft, Eistunnel und Überraschungselemente (unter anderem eine große begehbare Blüte) erinnern an die Herkunft der meisten Rhododendronarten.

Eine Erlebnisausstellung „Rund um Haus und Garten, Gesundheit und Wellness, Freizeit und Hobby“ gehört ebenfalls zum Programm der „14. Rhodo“ wie auch Fachvorträge und kulturelle Angebote. Auf Westerstedes „Majestäten“, Rhododendronkönigin und Rhododendronprinzessin, kommen entsprechende „höfische“ Aufgaben und Verpflichtungen zu; denn es werden wieder Zehntausende Besucher erwartet. Bei der „Rhodo 2010“ wurde bereits die „100.000-Marke“ erreicht. Am traditionellen „Königinnentreffen“ werden ebenfalls wieder einige Dutzend „Majestäten“ aus verschiedenen deutschen Regionen teilnehmen.

Zehn Tage lang stehen in Westerstede im Mai (Öffnungszeiten 9.30 – 23 Uhr) die Pflanzenwelt

Attraktiver Blick vom Marktplatz auf die St.-Petri-Kirche (Bild links).

Sind vor allem während der RHODO in ihrem Element: Rhododendronkönigin Madleen (links) und Rhododendronprinzessin Tatjana (Bild unten).
Fotos: Touristik Westerstede

der Rhododendren und Azaleen sowie interessante, nachhaltige Gartenthemen im Mittelpunkt. Aber hier geht es nicht nur um Schau und Erlebnis, vielmehr wird auch das Interesse an einem ausgewogenen Leben mit und in der Natur geweckt. Auf alle Generationen hat sich die „Rhodo 2014“ im Sinne ihres Werbeslogans „erleben und aufblühen“ vielfältig eingestellt.

Doch nicht nur die „Rhodo“ gehört in diesem Jahr zu den faszinierenden Anziehungspunkten in Westerstede. Wie stets im Frühjahr blüht es in

der Zeit von Mitte April bis Mitte Juni vor allem auch im gut 75 Hektar großen sehenswerten Hobbie-Rhododendronpark im Westersteder Stadtteil Linswege-Petersfeld. Ein circa zehn Kilometer langer Rundwanderweg erschließt ein grandioses Rhododendronparadies.

Info: Touristik Westerstede e. V.
Am Markt 2, 26655 Westerstede
Telefon: 04488/19433
www.rhodo.de

Abschied von einem guten Hirten

Zum Gedenken an Offizial em. und Weihbischof em. Dr. Max Georg Freiherr von Twickel

Am 28. November des vergangenen Jahres starb der langjährige Vechtaer Offizial und Weihbischof Dr. Max Georg Freiherr von Twickel im Alter von 87 Jahren im Reha-Zentrum St. Elisabeth in Mettingen. Mit ihm haben nicht nur die Christen im Oldenburger Land ein Vorbild im Glauben und einen guten Hirten verloren. Auch in Politik und Gesellschaft war er eine allseits beliebte und respektierte Persönlichkeit. Mit tiefer Trauer habe ich unmittelbar nach seinem Sterben die Nachricht von seinem Tod aufgenommen.

In den letzten Monaten vor seinem Tod konnte ich ihn noch mehrfach besuchen. Es ist eine Gottesgabe, wie er sich seinen scharfen analytischen Verstand und seinen Humor bis ins hohe Alter bewahren konnte. Weihbischof Max Georg wird uns allen sehr fehlen.

„Ich habe Weihbischof von Twickel als einen bescheidenen, kompetenten und theologisch hochgebildeten Mitbruder, der zudem auch noch einen sehr geistreichen Humor hatte, sehr geschätzt. Sein Tod schmerzt mich", würdigte der Bischof von Münster, Dr. Felix Genn, den Verstorbenen. Als einen engagierten und hochverdienten Offizial und Weihbischof, als glaubensfrohen und großen Seelsorger und als stets geschätzten Gesprächspartner beschrieb ihn der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Freiburger Erzbischof Dr. Robert Zollitsch: „Sein authentischer Lebensstil, seine innere Freude und die tiefe Frömmigkeit zeichneten den Verstorbenen aus." Die Deutsche Bischofskonferenz, so Zollitsch weiter, sei Weihbischof em. von Twickel zu großem Dank verpflichtet.

Geboren am 22. August 1926 als fünftes von acht Kindern in Havixbeck bei Münster, erlebte von Twickel den Zweiten Weltkrieg in seiner vollen Härte – erst als Luftwaffenhelfer, dann als Soldat ab August 1944 kurz vor seinem 18. Geburtstag. Wenige Monate vorher hatte er das Gymnasium mit dem Notabitur beenden können. Das Kriegsende verbrachte er in amerikanischer Gefangenschaft in Remagen und Koblenz. Nach der Entlassung aus dem Kriegsdienst nahm von Twickel ein Philosophie- und Theologiestudium in Münster und Innsbruck auf. Am 6. August 1952 empfing er die Priesterweihe durch Bischof Dr. Michael Keller in Münster. Erste Seelsorgestellen führten ihn nach Recklinghausen und Neubeckum, 1953 wurde er Kaplan an St. Stephanus in Beckum. Weitere Studien in Rom und Innsbruck schloss der junge Priester mit der Promotion zum Doktor der Theologie ab. 1959 wurde er Präses am Heerde-Kolleg, Religionslehrer am Ratsgymnasium in Münster und Domvikar am Hohen Dom in Münster. Von 1965 bis zu seiner Ernennung zum Pfarrer an St. Felizitas in Lüdinghausen 1967 war von Twickel als wissenschaftlicher Assistent und Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule Westfalen-Lippe in Münster tätig. Zum Pfarrer in Lüdinghausen St. Felizitas wurde er am 28. Mai 1967 ernannt. Im August 1967 folgte seine Wahl zum Dechanten im Dekanat Lüdinghausen, und am 18. März 1968 übernahm er zusätzlich das Amt des Kreisdechanten im Kreis Lüdinghausen.

1970 berief Bischof Heinrich Tenhumberg den 44-Jährigen zum Nachfolger des plötzlich verstorbenen Offizials Heinrich Grafenhorst nach Vechta. Im gleichen Jahr wurde er zum nichtresidierenden Domkapitular in Münster ernannt. Am 24. Februar 1973 empfing von Twickel als erster der bisher elf Bischöflich Münsterschen Offiziale die Bischofsweihe zusammen mit Reinhard Lettmann und Ludwig Averkamp in Münster. Fortan war er neben seinem Amt als Offizial zudem als Regionalbischof für den Offizialatsbezirk Oldenburg zuständig. Als Mitglied der Deutschen Bischofskonferenz arbeitete er über viele Jahre in den Kommissionen für Glauben und für Schule und Erziehung mit und übernahm den Vorsitz der in der Glaubenskommission neu eingerichteten Arbeitsgruppe „Bioethik".

Während seiner Zeit als Offizial und Weihbischof in Vechta hat von Twickel das kirchliche und gesellschaftliche Leben im Oldenburger Land maßgeblich mitgeprägt. In ihm haben wir einen Mann mit vielen Gaben verloren, der sich im Offizialatsbezirk Oldenburg über mehr als drei Jahrzehnte hinweg in zahlreichen Bereichen unschätzbar verdient gemacht hat. Sei es in der Ökumene, in Schulfragen, im Verhältnis zum Land Niedersachsen, im Bereich der Caritas und der Pastoral – überall war sein Wirken gekennzeichnet von Besonnenheit, diplomatischem Geschick und der Bereitschaft zur beständigen und geduldigen Arbeit. Er polarisierte nicht, sondern integrierte. Weihbischof Max Georg war ein Brückenbauer mit hoher fachlicher und theologischer Kompetenz, der uns ein zuverlässiger und kundiger Weggefährte und Wegweiser war. Vor allem viele junge Menschen erlebten ihn bei Exerzitien, Wallfahrten sowie Wander- und Fahrradtouren als interessierten Zuhörer und geduldigen, nie bedrängenden Gesprächspartner.

Ausdruck und Zeichen kirchlicher wie staatlicher Anerkennung und Wertschätzung sind die ihm verliehenen Orden. So war er Träger des Verdienstkreuzes „pro piis meritis"

des souveränen Malteserritterordens und des Großen Verdienstkreuzes des Niedersächsischen Verdienstordens, mit dem ihn Ministerpräsident Ernst Albrecht 1977 auszeichnete. Damit würdigte er die Verdienste des Offizials in den Jahren 1972/1973 um das Zustandekommen des Ergänzungsvertrages zum Niedersachsenkonkordat von 1965, in dem der Status der universitären Hochschuleinrichtung in Vechta festgeschrieben und der Ausbau des kirchlichen Schulwesens vereinbart worden waren. Ministerpräsident Sigmar Gabriel lobte im Jahr 2000 als Gast beim 30-jährigen Amtsjubiläum des Offizials in Vechta dessen kluge und umsichtige Amtsführung als verlässlichen kirchlichen Partner in allen Fragen, für die Kirche und Staat in Niedersachsen gemeinsam Verantwortung tragen. Nach seiner Emeritierung mit Vollendung seines 75. Lebensjahres im Jahr 2001 konnte Weihbischof von Twickel mir als seinem Nachfolger ein wohlbestelltes Haus übergeben.

Foto: Offizialat Vechta

Wie der gebürtige Westfale als Vechtaer Offizial die Sympathien der Menschen im Oldenburger Land gewonnen hat, brachte Prälat Antonius Busch aus Lohne, Vorsitzender des Oldenburgischen Klerusvereins, beim Abschied im September 2001 auf den Punkt: „Wir haben deine Solidarität mit uns gespürt und sind so gern mit dir den Weg gegangen, den du uns aufzeigtest. Du hast in uns das Bewusstsein geweckt: Kirche sind wir alle. Die Vision von einer Kirche als wanderndes Gottesvolk wurde durch deinen Dienst im Oldenburger Land Wirklichkeit."

Zu seinem Ruhesitz wählte Weihbischof Max Georg Gut Stovern in Salzbergen, seit über 300 Jahren im Besitz seiner Familie. Am 6. August 2002 konnte er sein Goldenes Priesterjubiläum feiern. Bis ins hohe Alter fühlte er sich mit den Menschen des Oldenburger Landes verbunden und zeigte sich sehr interessiert für die Geschichte und Geschicke des Oldenburger Landes. Ich bin froh und dankbar, dass wir noch in den kommenden Monaten – nun gleichsam als sein persönliches Vermächtnis – das Ergebnis seiner intensiven Arbeit an der Erforschung der Geschichte des Offizialatsbezirks und des Offizialats in einer neuen Publikation erwarten dürfen.

Wie sehr ihn seine Oldenburger schätzten, zeigten sie bei einem großen Festgottesdienst und Empfang in Vechta anlässlich seines 60. Priesterjubiläums am 2. September 2012. Auch zehn Jahre nach seiner Emeritierung war die Anteilnahme überwältigend und von großer Dankbarkeit geprägt. Am 24. Februar 2013 konnte Weihbischof Max Georg im Dom zu Münster mit Bischof Reinhard Lettmann und verbunden mit Bischof Ludwig Averkamp in Hamburg sein 40-jähriges Bischofsjubiläum feiern. Alle drei Bischöfe sind im vergangenen Jahr gestorben.

Sein Bischofswahlspruch „Largire clarum vespere – Schenke Licht am Abend" hat ihn bis zu seinem Lebensende begleitet. Er starb zur Zeit des Vespergebets. Am Vortag seiner Beerdigung haben wir den offenen Sarg in der Hauskapelle des Offizialates aufgebahrt. Viele ehemalige Weggefährten und Trauernde nutzten die Gelegenheit zu einem Abschied. In seiner Predigt während des Requiems in der Vechtaer Propsteikirche am 7. Dezember 2013 verglich Bischof Dr. Felix Genn den Verstorbenen zu Recht mit dem guten Hirten, der sein Leben für die Schafe gibt. „So haben wir ihn erlebt, als einen guten Hirten, dem wirklich an den Schafen liegt, der sie nicht im Stich lässt." Annähernd 1000 Trauergäste folgten anschließend dem Sarg. Neben der Familie von Twickel waren darunter zahlreiche Bischöfe und Weihbischöfe, viele Geistliche aus dem Oldenburger Land, Vertreter der Politik, Ritter des Malteserordens und Bannerabordnungen katholischer Verbände und Vereine.

Die Grabstätte auf dem katholischen Friedhof in Vechta hatte sich Weihbischof Max Georg selbst ausgesucht. „Denn hier fühle ich mich daheim", hat er noch im letzten Jahr anlässlich seines diamantenen Priesterjubiläums in Vechta gesagt.

Weihbischof Max Georg hat nun als Brückenbauer selbst die Brücke zur Ewigkeit überschritten. Das Oldenburger Land erkundete er zu Lebzeiten vornehmlich mit dem Fahrrad. Vielleicht hat er ja Gelegenheit, auch das Himmelreich mit dem Fahrrad zu erobern – es würde ihm vermutlich gefallen! Möge er ruhen in Gottes Frieden!

Heinrich Timmerevers
Bischöflicher Offizial und
Weihbischof, 19. Februar 2014

Nicht mehr nur vom Wetter abhängig

Landwirtschaftskammer steht seit mehr als 100 Jahren den Bauern zur Seite

Von Urte Kollek

Seit fast 115 Jahren unterstützt die Landwirtschaftskammer die grüne Branche in Niedersachsen, Deutschlands Agrarland Nummer eins. Bis 2006 wurden die Belange der Landwirte, Gärtner, Forstwirte sowie Binnen- und Küstenfischer noch durch zwei Kammern in Hannover und Weser-Ems wahrgenommen – seit der Fusion zur Kammer Niedersachsen stehen deren neutrale Fachleute den land- und forstwirtschaftlichen Betrieben, den Unternehmen des Gartenbaus sowie der Fischerei unterstützend in einer Landwirtschaftskammer für Niedersachsen zur Seite. Neben der Beratung gehören vor allem die Aus- und Weiterbildung sowie Versuche aus und für die Praxis zu den Aufgaben der „Körperschaft des öffentlichen Rechts", darüber hinaus die Ausführung von Fördermaßnahmen.

Ursprünglich sollten Kammern die staatliche Verwaltung in Preußen dezentralisieren. So wollte man den Verwaltungsapparat entlasten und die Mitglieder eines Berufsstandes ehrenamtlich bei der Erledigung öffentlicher Aufgaben einbinden. Ein Ziel, das heute so aktuell ist wie bei der Gründung der Landwirtschaftskammer Ende des 19. Jahrhunderts.

Die Kammervollversammlung ist eine demokratisch gewählte Vertretung aller Landwirte im Kammergebiet. Der Präsident ist oberster Repräsentant dieser landwirtschaftlichen Selbstverwaltung. Das Ehrenamt der Kammer, Vorstand und Kammervollversammlung, sind ihre Entscheidungsorgane. Das Hauptamt untergliedert sich in die Fachabteilungen Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Gartenbau, Förderung und LUFA Nord-West, zahlreiche Dienststellen auf Bezirks- und Kreisebene sowie die interne Verwaltung.

Die Landwirtschaftskammer Niedersachsen ist immer vor Ort für ihre Kunden da. Dabei stehen Vertrauen, Kompetenz und das Eingehen auf die Belange der Betriebsinhaber und landwirtschaftlichen Arbeitnehmer im Mittelpunkt. Egal ob es um das Fachgespräch zwischen Ackerbauer und Berater geht, um Maschinenvorführungen, die landwirtschaftliche Technik im Praxiseinsatz zeigen, oder die Vortrags- und Ausstellungsveranstaltung „Fachforum Schwein". Heutzutage hängt der Erfolg eines Betriebes nicht mehr nur vom Wetter – wenngleich noch sehr stark –, sondern immer mehr auch von Faktoren wie Technik oder betriebswirtschaftlichem Know-how ab. In all diesen Belangen steht die Kammer Niedersachsen mit insgesamt etwa 2.400 Mitarbeitern an der Seite der Landwirte.

Ein besonderer Schwerpunkt ist die Aus- und Weiterbildung der Fachleute: Hier bietet die Kammer Seminare und Fortbildungen an und ist Ansprechpartner für die Auszubildenden der 13 grünen Berufe wie Land-, Forst- und Pferdewirt.

Als Organ der mittelbaren Staatsverwaltung ist die Kammer auch mit der Durchführung einer Vielzahl hoheitlicher Aufgaben, zum Beispiel mit der Umsetzung des Pflanzenschutzgesetzes und des Tierschutzgesetzes, beauftragt. Im vergangenen Jahr war die Erstellung des Nährstoffberichtes eine besondere Herausforderung. Dabei ging es um den Nährstoffeintrag in den Boden. Die Studie erstellte die Kammer im Auftrag des Niedersächsischen Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz.

Die Auszahlung der jährlichen Betriebsprämie läuft ebenfalls über die Kammer. Dazu gehören neben der Bearbeitung der knapp 49.000 Anträge die Verwaltungs- und Vor-Ort-Kontrollen von rund 10.000 Höfen. 850 Millionen Euro flossen 2013 an EU-Geldern nach Niedersachsen. Auch Entschädigungszahlungen nach Naturereignissen wie den extremen Regenfällen im vergangenen Jahr werden von den Kammermitarbeitern abgewickelt. Da hieß es, Flächen zu begutachten, zu protokollieren und den Landwirten bei der Beantragung der Zahlungen zu helfen – auch hier konnten sich die Landwirte auf die schnelle Hilfe der Kammer verlassen.

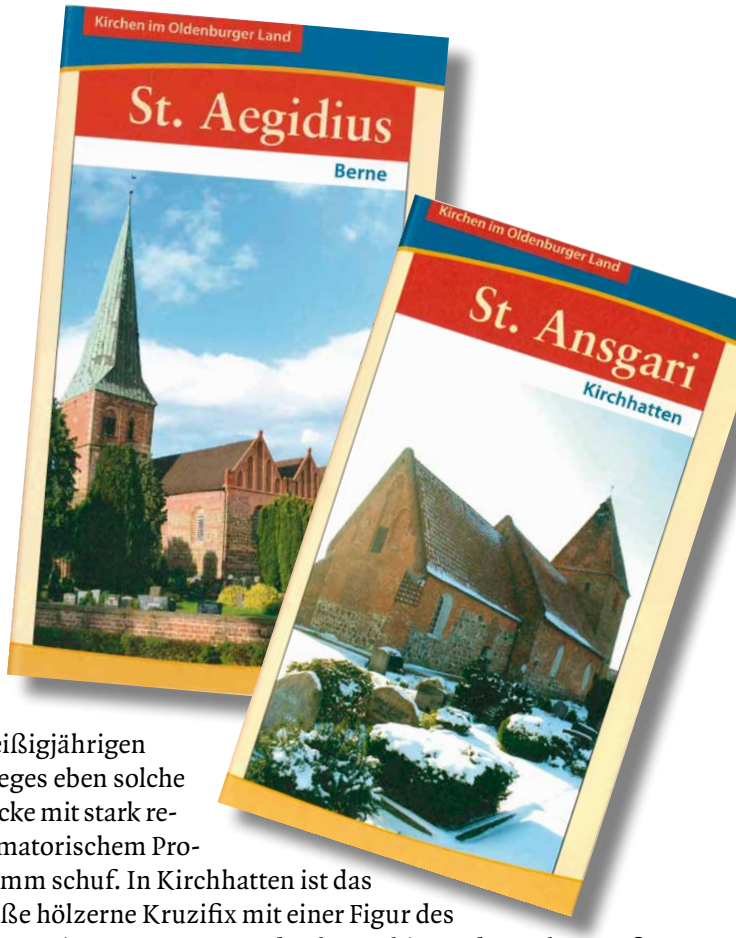
Milchkühe am Futtertisch. *Foto: Landwirtschaftskammer*

Die Landwirtschaftskammer Niedersachsen finanziert sich durch den Kammerbeitrag der beitragspflichtigen Betriebe (ungefähr 15 Prozent), durch Gebühren für erbrachte Leistungen (etwa 43 Prozent) und durch Zuweisungen des Landes Niedersachsen (ungefähr 42 Prozent). Letztere für die Wahrnehmung staatlicher Aufgaben.

Einladung zum Entdecken

Eine neue Reihe von Kirchenführern

Von Sabrina Lisch



Im Oldenburger Land gibt es eine Vielzahl von Kirchen, die historisch und architektonisch besonders interessant sind. Mit den Kirchen St. Aegidius zu Berne und St. Ansgari zu Kirchhatten eröffnet die Oldenburgische Landschaft eine neue Reihe kunsthistorischer Broschüren, die Interessierten Aufschluss über Geschichte, Architektur und Ausstattung dieser Bauten gibt.

In Kirchen spielt sich Leben ab, in vielen bereits seit mehreren Jahrhunderten. Nach ihrer Erbauung wurden sie im Laufe der Zeit mehrmals verändert, um neuen Anforderungen oder auch Moden gerecht zu werden. Bei genauem Hinsehen lassen sich die Spuren dessen noch entdecken.

Mancherorts bieten bereits kleine gedruckte Kirchenführer Hintergrundinformationen zu Entstehung und Baumaßnahmen an der Kirche. Vor etwa 30 Jahren machte sich Wolfgang Runge darum verdient, die meisten der evangelischen historisch interessanten Kirchen im Oldenburger Land jeweils in einem solchen Heft, im Din-A5-Format und mit Schwarzweiß-Abbildungen, zu behandeln. Inzwischen ist die Bauforschung an einigen Orten bereits einen Schritt weiter als damals und auch die gestalterischen Ansprüche an derartige Druckwerke haben sich gewandelt. Aus diesem Grund beginnt die Oldenburgische Landschaft eine neue Reihe von Kirchenführern unter dem Titel „Kirchen im Oldenburger Land“, so wie bereits Runge seine Beitragsreihe nannte. Die Reihe erscheint im Isensee Verlag. Einer festgelegten Struktur folgend und mit durchgängig farbigen Abbildungen, teilweise auch mit historischen Bildern, sollen von nun an nach und nach Broschüren zu verschiedenen Kirchen im Gebiet des Oldenburger Landes entstehen, die über Geschichte, Bau und Ausstattung informieren. Den Startschuss machte zunächst die St.-Aegidius-Kirche in Berne, wo Kirchenratsmitglied Björn Thümler eine Erneuerung des vorhandenen Kirchenführerheftes anregte, aus dem in der Oldenburgischen Landschaft schließlich die Idee einer ganzen Reihe erwuchs. Bald darauf meldete auch die Kirchengemeinde Hatten Interesse an, sodass dort ebenfalls eine neue Broschüre entstand.

Auf 35 Seiten bieten die Kirchenführer einen Überblick über Geschichte und bauliche Besonderheiten der jeweiligen Kirche. Darüber hinaus werden Hinweise auf besondere Ausstattungsgegenstände gegeben. In Berne sind dies zum Beispiel Altar und Kanzel, die in Anlehnung an den berühmten Bildschnitzer Ludwig Münstermann entstanden, der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges eben solche Stücke mit stark reformatorischem Programm schuf. In Kirchhatten ist das große hölzerne Kruzifix mit einer Figur des Gekreuzigten zu nennen, das heute hinter dem Altar aufgestellt ist. Datiert ist es auf 1420, doch fristete es lange Zeit ein Dasein auf dem Dachboden der Kirche, wo man es 1932 wiederentdeckte.

Die entstandenen Hefte laden zum genauen Hinsehen und Entdecken ein. Neben geschichtlichen Informationen geben sie auch Aufschluss über verschiedene Aspekte des Kirchenraums. Sie sollen ihn als lebendigen Raum erfahrbar machen, welcher der Gemeinde damals wie heute eine geistliche Heimat bietet. So findet der interessierte Leser Erklärungen zur Bedeutung gängiger baulicher Strukturen oder bestimmter Ausstattungsstücke. Fachwörter werden grundsätzlich nicht vermieden, sondern erschließen sich aus dem Zusammenhang.

Die Oldenburgische Landschaft hofft auf viele weitere Kirchengemeinden aller Konfessionen, die sich einen neuen Kirchenführer wünschen und sich an der Reihe „Kirchen im Oldenburger Land“ beteiligen möchten. Textstruktur und Layout bestehen bereits, für Texte und Abbildungen sorgen Autoren, die von den Kirchengemeinden selbst engagiert werden. Während des Entstehungsprozesses bietet die Oldenburgische Landschaft Beratung und Hilfestellung an. Begleitet wird dieses Projekt zukünftig auch von Seiten der Katholischen und der Evangelischen Kirche.

Die Kirchenführer St. Aegidius zu Berne und St. Ansgari zu Kirchhatten sind über die jeweilige Kirchengemeinde sowie über den Verlag Isensee in Oldenburg erhältlich.

Die Versammlung „gerockt“

Neues Konzept: Aus der Frühjahrsversammlung wird ein entspannter „Landschaftstag“

Unter dem Motto „Kultur braucht Kohle“ präsentierten Intendant Olaf Strieb und Ensemblemitglieder der Landesbühne Nord bei der Landschaftsversammlung in Wilhelmshaven Kabarett, Tanz und Chansons. Sibylle Hellmann, vom Intendanten als „Urgestein“ angekündigt, trat zusammen mit ihrem Musik-Partner Thomas Denker auf.

RR. Rhythmisches Klatschen zu flotter Musik ist bei Veranstaltungen der Oldenburgischen Landschaft bisher doch eher unüblich gewesen. Bei der 76. Landschaftsversammlung im Wilhelmshavener „Pumpwerk“ jedoch konnte Landschaftspräsident Thomas Kossendey gegen Ende der gut zweistündigen Veranstaltung mit unverhohlener Genugtuung feststellen, dass die Versammlung diesmal regelrecht „gerockt“ worden sei, hatte sich doch ein Großteil der annähernd 300 Gäste den Rhythmen des famosen „The International Vagabond Orchestra“ aus Wilhelmshaven ergeben und temperamentvoll mitgeklatscht.

Was nicht nur zum Ambiente des Tagungsortes „Pumpwerk“ passte, sondern auch zum neuen Konzept, wonach die Landschaftsversammlung mit Regularien fortan im Herbst stattfindet und die Frühjahrsversammlung zum „Landschaftstag“ und damit zur reinen Festveranstaltung wird. Oldenburgs Uni-Vizepräsidentin Prof. Dr. Gunilla Budde hielt diesmal den Festvortrag, passend zum Weltfrauentag am 8. März, über „Oldenburgerinnen, die Stadt und Land bewegten“ (siehe übernächste Seite). An einer Tradition wird aber auch in Zukunft nicht gerüttelt werden: Zum Abschluss wird immer gemeinsam „Heil dir o Oldenburg“ gesungen, von den meisten mit Spickzettel und von nur einigen wenigen ohne.

Lob gab es gleich zu Beginn der Veranstaltung, als Dr. Annette Schwandner, Abteilungsleiterin Kultur im Ministerium für Wissenschaft und Kultur, die Oldenburgische Landschaft als „intern wie extern gut vernetzten Partner der Kultureinrichtungen“ bezeichnete und ihre Rolle als „Koordinator, Motor und Wegbereiter“ hervorhob. Sie verschaffe und schaffe regionale Identität. Eine „Superarbeit“ bescheinigte Schwandner der niederdeutschen Koordinierungsstelle. Sie bekräftigte, was vor geraumer Zeit schon die Ministerin angekündigt hatte, dass nämlich das Konzept der regionalen Kulturförderung nicht zur Disposition stehe, in den vergangenen Jahren habe man nur gute Erfahrungen damit gemacht. Mit Blick auf die Schuldenbremse werde allerdings die nächste Zielvereinbarung zwischen dem Ministerium und den Landschaften und Landschaftsverbänden zunächst nur für den Zeitraum von 2015 bis 2017 abgeschlossen. Mehr Geld werde es auch nicht geben, lediglich ein Ausgleich für diverse Tarifsteigerungen in der Vergangenheit sei im Gespräch. Als zwei wichtige Ziele der Kulturförderung nannte Schwandner, sich darum zu bemühen, mehr Migranten in das kulturelle Leben in Stadt und Land mit einzubeziehen, und die Stärkung des Ehrenamtes.

Wilhelmshavens Bürgermeister Holger Barkowsky hatte die Landschaft zuvor ebenfalls als „wichtige regionale Institution“ gelobt. Die Stadt Wilhelmshaven leiste als kulturelles Oberzentrum mit ihren Museen, dem Wattenmeerhaus, der Landesbühne und nicht zuletzt mit dem Kulturzentrum „Pumpwerk“, vor fast 40 Jahren gegründet und damit eines der ältesten soziokulturellen Zentren überhaupt, mehr als viele Städte vergleichbarer Größenordnung. Mit einem dringenden Appell an alle Beteiligten, sich rasch an einen Tisch zu setzen und den Versuch zu unternehmen, die Südzentrale, ein Industriedenkmal von hohem Rang, in letzter Minute vor dem Abbruch zu bewahren, nahm Kossendey Stellung zu einem brisanten lokalpolitischen Thema in Wilhelmshaven. Die Landschaft würde gegebenenfalls als Vermittlerin helfen. Der zweimonatige Aufschub des geplanten Abrisses durch den Eigentümer sei eine Chance, das Jugendstilbauwerk vielleicht doch noch erhalten zu können. Um diese Chance zu nutzen, müsse noch einmal das Gespräch mit dem Eigentümer gesucht werden.

Die 77. Landschaftsversammlung findet am 21. November im Oldenburger Landtag statt.

Ehrennadel der Landschaft für ehrenamtliches Engagement

Traditionell zeichnet die Oldenburgische Landschaft in der Frühjahrsversammlung Menschen aus der gastgebenden Kommune für ihr ehrenamtliches Engagement aus. In Wilhelmshaven waren es: Rosemarie Eickert (2. v. l.), Christa Marxfeld-Paluszak, Wolf Wegner und Hans Wolter (5., 6. und 7. v. l). Erste Gratulanten waren Laudatorin Ursula Biester (links), Vorstandsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, Landschaftspräsident Thomas Kossendey und Wilhelmshavens Bürgermeister Holger Barkowsky (Mitte). Fotos: Markus Hibbeler

Christa Marxfeld-Paluszak hat sich seit mehr als 30 Jahren einen Namen in der Kunstszene Wilhelmshavens und Frieslands gemacht, als Galeristin und Künstlerin sowie als umtriebige Streiterin für Kunst und Kultur. Seit 2002 engagiert sie sich im gemeinnützigen Verein „Sezession Nordwest“. Er fördert Kunst und Kultur, indem er Kunstschaffenden die Möglichkeit bietet, ihre aktuellen Arbeiten zu präsentieren, und Kunstfreunden, zeitgenössischer Kunst zu begegnen. Die Sezession Nordwest ist in Wilhelmshaven längst etabliert, bisher wurden mehr als 100 Ausstellungen gezeigt. Christa Marxfeld-Paluszak engagiert sich auch für soziale Projekte, ihr Herzenskind heute heißt „Chaka“, ein Verein, der sich für „Chancen für Kinder im Alltag“ einsetzt.

Rosemarie Eickert ist seit dem Jahr 2000 im „Verein zur Erhaltung und Förderung des Küstenmuseums e. V.“ ehrenamtlich tätig. Sie war zunächst Beisitzerin, wurde dann zur zweiten Vorsitzenden gewählt und ist seit nunmehr vier Jahren als erste Vorsitzende dieses Fördervereins engagiert. Der Verein hat sich gegründet, um das städtische Küstenmuseum ideell und finanziell zu fördern und in seiner Arbeit auch praktisch zu unterstützen; so organisiert er das Kultur-Café sowie Vorträge und Reisen rund um die Themen des Museums. Die Mitglieder unterstützen Ausstellungseröffnungen und andere Veranstaltungen des Museums. Rosemarie Eickert konzipierte und organisierte unter anderem im Jahr 2007 die Sonderausstellung „100 Jahre Kaiser-Wilhelm-Brücke“.

Wolf Wegner war 18 Jahre lang, bis zum Jahr 2007, Meister vom Stuhl der Johannis-Freimaurerloge „Wilhelm zum silbernen Anker“ von 1879. Er hat sich um die Kulturförderung in der Stadt verdient gemacht. Das denkmalgeschützte Logenhaus wurde unter seiner Leitung aufwendig saniert und öffnete sich für viele kulturelle Veranstaltungen. Die Förderung junger Musiker ist ihm ein besonderes Anliegen, indem er für den Nachwuchs Veranstaltungen im Logenhaus organisiert und ihm so einen ersten Auftritt vor Publikum verschafft. Die Spenden fließen dabei stets der Musikschule zu. Wolf Wegner betreut weiterhin die Kulturarbeit der Loge. So hilft er tatkräftig, Schülern aus der Region den Besuch der Wilhelmshavener Symphoniekonzerte zu ermöglichen.

Hans Wolter betreut seit Jahrzehnten die Kopperhörner Mühle am Mühlenweg, ein Galerie-Holländer aus dem Jahr 1839. Die denkmalgeschützte Mühle ist eines der ältesten profanen Bauwerke Wilhelmshavens. Der passionierte Hobbymüller hat das Handwerk in Leer-Logabirum gelernt; neben technischen Fertigkeiten sind Kenntnisse der Physik, der Getreidekunde und des Marketings erforderlich, um die Lizenz als „Freiwilliger Müller“ zu erlangen. Wolter hat sein Fachwissen auch als stellvertretender Vorsitzender des Kopperhörner Mühlenvereins, der 1999 gegründet wurde, um die Mühle zu erhalten, nutzbringend einbringen können. 2002 wurde die Mühle restauriert. Auf Veranstaltungen hat er schon vielen Besuchern die Wirkungsweise der Mühle erläutert.

„Von wegen weibliche Bescheidenheit“

Uni-Vizepräsidentin Budde stellt drei „Oldenburger Heldinnen“ vor

RR. *Drei Frauen, die nicht nur Stadt und Land in Oldenburg bewegten, sondern auch ganz langfristig und nachhaltig etwas für die Gesellschaft getan haben, hat die Universitäts-Vizepräsidentin und Historikerin Professor Dr. Gunilla Budde bei ihrem Vortrag bei der Landschaftsversammlung in Wilhelmshaven vorgestellt: Charlotte Sophie Gräfin von Bentinck, Cäcilie von Oldenburg und Helene Lange. Diese drei Frauen hätten entgegen der ihnen zugeschriebenen „weiblichen Berufung“ agiert. „Von wegen weibliche Bescheidenheit, Sanftmut und Passivität! Von wegen Beschränktheit auf den ‚kleinen, privaten Kreis’ und das kleine Glück“, sagte Budde. Ihre „Oldenburger Heldinnen“ seien vielmehr eigensinnig und weltgewandt, exzellent und engagiert, clever und weitsichtig gewesen. Charlotte Sophie Gräfin von Bentinck (1715 – 1800) hat nach dem Urteil von Budde die Gesellschaft nachhaltig beeinflusst, weil sie der Welt ein eigenwilliges Frauenbild vorlebte, jenseits aller Klischees und Konventionen, sie sich nicht einengen ließ ins Korsett ihrer Zeit, sondern gerade auch ihren männlichen Zeitgenossen die Augen öffnete, wozu Frauen fähig sind. Cäcilie von Oldenburg (1807 – 1844) sollte keineswegs nur als Komponistin der Oldenburger Hymne in die Geschichte eingehen, weil sie über die Rolle als Frau an der Seite des Großherzogs weit hinaus aktiv geworden ist, eine für ihren Stand ungewöhnliche partnerschaftliche Ehe führte, neue Spielräume auslotete und sich für die Verbesserung der Stellung der Mädchen und Frauen einsetzte. Und ohne Helene Lange (1848 – 1930) schließlich wäre die Welt generell in allen ihren Facetten weniger weiblich und „es hätte vielleicht keine Professorin für Geschichte und Universitäts-Vizepräsidentin diesen Vortrag gehalten“, sagte Budde mit Blick auf ihre eigene Laufbahn. Alle drei Frauen hätten erkannt, was die Region so stark mache: Die Bedeutung von Vernetzung mit starken Partnern in nah und fern. „Und alle drei würden sich sicherlich freuen, wenn wir künftig, auch in ihrem Andenken, ‚Heil dir, o Oldenburg’ an einer entscheidenden Stelle umdichten würden: ‚Sei freier Frauen Kraft Dein höchstes Gut!’“ (Die nachfolgenden Portraits fußen auf dem Vortrag von Professorin Budde)*

Politik der kleinen Schritte

„Man lernte nicht übermäßig; der Verstand wurde soweit geschont, dass man ihn nachher noch hatte“, schrieb **Helene Lange** rückblickend über den Besuch der Kruseschen höheren Mädchenschule. Schon früh empfand die im Revolutionsjahr 1848 geborene Oldenburger Kaufmannstochter und spätere Frauenrechtlerin die im Vergleich mit ihrem Bruder eingeschränkte Zukunftsperspektive einer Frau ihrer Zeit als schmerzlich. Namentlich die Zeit als Haustochter im Hause ihres Oldenburger Großvaters erschien ihr als „Ödland“, bekannte sie in ihrer Autobiografie. Auf ihr Ansinnen, das Berliner Lehrerinnenseminar zu besuchen, antwortete ihr Großvater: „Das hat noch niemand im Oldenburger Land getan.“

Natürlich ließ sie sich davon nicht abschrecken. 1872 bestand Helene Lange ihr Examen in Berlin. Bald wurde ihr bewusst, dass Berlin mit Blick auf die Rückständigkeit in der Gleichberechtigung von Männern und Frauen ihrer Heimatstadt Oldenburg in nichts nachstand. Schließlich lebten und wirkten Mediziner wie Theodor von Bischoff in der Hauptstadt, die allen Ernstes Zollstock und Waage zur Hand nahmen, um die intellektuelle Diskrepanz zwischen Männern und Frauen zu belegen. 130 Gramm betrug der „kleine Unterschied“. So viel weniger wog seiner Messung nach das weibliche Gehirn, was als Erklärung dafür herhalten musste, warum Frauen für eine höhere Bildung geschweige denn ein Studium ungeeignet seien. Und Bischoff galt keineswegs als verschrobener Außenseiter, sondern als Koryphäe.

1890 wurde der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein gegründet, dessen Vorsitz Helene Lange bis 1921 übernahm. Von dieser Position aus kämpfte sie ungebrochen weiter für Frauenrechte. Immer wieder wurde ihr vor allem von Historikerinnen der Frauenbewegung vorgeworfen, im Vergleich zu den kämpferischen englischen Suffragetten zu vorsichtig vorzugehen. Doch Lange vertraute auf die Politik der kleinen Schritte. Sie verstand es, durch geschickte Vernetzung angesehene Verbündete auf ihre Seite zu ziehen. Mit der 1893 gegründeten Zeitschrift „Die Frau“ komplettierte sie dieses Netzwerk. Spätestens jetzt war Helene Lange zu einer „Institution“ geworden, an der man nicht vorbeikonnte. Als sie 1930 starb, hatte sie viel erreicht: Seit einem Vierteljahrhundert durften die ersten Frauen studieren, auch das Wahlrecht stand ihnen seit 1918 zu. Spätestens nach dem Ersten Weltkrieg hatte man auch in Oldenburg erkannt, welche Verdienste sich diese Tochter der Stadt für die Gesellschaft erworben hatte. Am 26. Mai 1922 schrieb Helene Lange an Emmy Beckmann: „Die Stadt hat beschlossen, daß ich mich in das ‚Goldene Buch‘ eintrage, in dem bis jetzt einzig Hindenburg steht. Das habe ich denn gestern getan …“

Umtriebige Weltdame

Charlotte Sophie Gräfin von Bentinck, geborene Reichsgräfin von Aldenburg, wurde am 5. August 1715 in Varel geboren; ihr Urgroßvater war Oldenburgs berühmter Graf Anton Günther. Schon als 14-Jährige beschreibt sie sich als „unausstehlich eigensinnig. Ich widerspreche stets, mit mir kann man nicht reden." 1729 lernt sie Albrecht Wolfgang Reichsgraf zu Schaumburg-Lippe kennen, einen jungen Witwer und Vater zweier kleiner Söhne. Er erobert ihr Herz. Dennoch wird sie 1733 von ihren Eltern gedrängt, den wohlsituierten Willem Bentinck aus Den Haag zu heiraten. Die Zweckehe bleibt aber überschattet von ihrer Unzufriedenheit, zudem wird aus ihrer anhaltenden Korrespondenz mit Albrecht eine veritable Affäre. Charlotte Sophie lässt sich auch von Mahnungen und Appellen ihres Vaters nicht beirren, zieht nach Bückeburg, schenkt Albrecht zwei Söhne, genießt die kuriose Dreiecksbeziehung und führt mit dem Noch-Ehemann in Holland einen Rosenkrieg bis zur Scheidung.

Als Voltaire im Dezember 1740 für drei Tage den Bückeburger Hof besucht, lernt er die Gräfin Bentinck kennen. Und er ist fasziniert. Voltaire-Forscher meinen sogar, dass dieser Besuch den Anstoß gab zu dem Roman „Candide" und die Heldin Kunigunde Charlotte nachempfunden ist. Nach Albrechts Tod 1748 bricht Charlotte Sophie in ein neues Leben auf. Stationen sind Berlin, Wien und Leipzig, unterbrochen von Reisen nach Italien, Frankreich und der Schweiz. Kontakte zu den geistigen und weltlichen Größen der europäischen Metropolen machen sie zur Dame von Welt, sie geht bei Hof ein und aus, lässt den intellektuellen Austausch mit Voltaire wieder aufleben, verkehrt mit Ministern und Gesandten und gönnt sich neue Liebschaften. In Leipzig residiert sie seit 1755 mit einem 22-köpfigen Hofstaat.

„Eine Dame, die ungemein viel Verstand besitzt … Sie ist keine Schönheit, und auch jetzt schon in den Jahren, wo die größten Schönheiten ihrem Spiegel gram werden, allein sprechen Sie mit Ihr, so werden Sie beides nicht vermissen", schreibt Luise Gottsched, über die Charlotte Sophie ihren geheimen Briefverkehr abwickelt, in der Hoffnung, dass eine Professorengattin als eher unverdächtig gilt, politisch zu intrigieren. Exzellent vernetzt, lässt sie ihre vielfältigen Beziehungen spielen, übt sich in Diplomatie, auch in Spionage, und streut ihr großes Wissen über die europäischen Höfe geschickt aus. Sogar in der Auseinandersetzung zwischen Maria Theresia und Friedrich II. versucht sie zu vermitteln. 1800 endet das Leben dieser umtriebigen Weltdame aus dem Oldenburger Land.

Landesmutter mit Herz und Humor

Cäcilie von Oldenburg, 1807 in Stockholm als Tochter des zwei Jahre später entthronten Königs von Schweden geboren und 1844 nach der Geburt ihres dritten Kindes am Kindbettfieber gestorben, wuchs mit ihren drei Geschwistern bei der Mutter, der Markgräfin Amalie von Baden in Bruchsal auf. Nach nur einstündigem Kennenlernen hielt im September 1830 Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg um ihre Hand an, 1831 wurde in Wien geheiratet. „Der Abschied … kostete freilich Thraenen der Wehmuth, aber mit festem und frohen Muthe ging die jugendliche Herrin Ihrer schoenen Bestimmung, die Mutter eines biedern und treu gesinnten Volkes zu werden, entgegen", vermerkt ihr Biograf Wilhelm von Eisendecher. Doch das Willkommen in Oldenburg nimmt die junge Frau zunächst als norddeutsche Unterkühltheit wahr.

Ihre Ehe mit dem Großherzog erweist sich aber bald als überaus harmonisch, beide hegen eine wirkliche Zuneigung zueinander. Und auch die Oldenburger erobern ihr Herz: „Ich freue mich wie ein Kind die Oldenburger Leute zu sehen", schreibt sie 1832. Mittlerweile hat sie auch durchgesetzt, dass ihr Mann ihr auch in politischen Belangen Vertrauen schenkt. Eine weitgehend unbekannte Seite Cäcilies erschließt sich in den kleinen Billetts, die sie ihrer persönlichen Hofdame immer wieder zukommen lässt. Sie hat Humor, ist selbstironisch und trotz des tragischen Verlustes zweier Kinder lebensbejahend. Man bringt sich zum Lachen, man lästert auch gerne: „Ich vergaß Sie zu bitten meine Güte, den Herrn Beermann zu präventiveren dass er bei uns nicht zu singen braucht und dass ich mir alle melancholischen Dichtungen verbitte." Dabei waren ihre eigenen Kompositionen wie etwa die Oldenburger Hymne auch eher getragen.

Über Kompositionen hinaus machte sie sich für das kulturelle Leben ihrer Stadt stark. So ging der Ausbau des Landestheaters auf ihre Idee und Initiative zurück. Als Landesmutter nahm sie ihre philanthropischen und sozialen Aufgaben ernst. Vor allem war Cäcilie an der „Nachhaltigkeit" ihres Engagements gelegen. „Besonders gern wählte sie namentlich für jüngere Leute diejenige Art der Unterstützung, wodurch ein künftiges Fortkommen möglichst nachhaltig gesichert wurde. So gab sie gern fähigen jungen Leuten die Mittel zum Studium oder zur Erlernung einer Kunst oder eines nützlichen Gewerbes …", schreibt ihr Biograf. Insbesondere lag ihr die Ausbildung der „weiblichen Jugend der unabhängigeren Staende" am Herzen. Zunächst stieß sie dabei auf viel Widerstand, denn Mädchenbildung war selbst im aufgeklärten Bürgertum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eher umstritten. Doch Cäcilie ließ nicht locker. Am 18. April 1836 öffnete auf ihre Anregung hin die Cäcilienschule ihre Pforten.

Ein durchaus wehrhafter Besitz

Archäologische Ausgrabungen in der Burg Specken

Von Jörg Eckert

Im Ammerland, wie auch im gesamten Oldenburger Land, gibt es heute noch mehrere erkennbare Reste von mittelalterlichen Burganlagen. Eine wohl nicht geringe Anzahl, die darüber hinaus einst vorhanden waren, von denen heute aber keine Spuren in der Landschaft mehr erkennbar sind, muss noch existiert haben. Sie wurden aufgegeben, die Familien der Besitzer erloschen, sie wurden baufällig und funktionslos und schließlich abgerissen und einplaniert. Manchmal ist in alten Schriftquellen oder sogar in frühen Karten ein Hinweis vorhanden. Zu solchen verschwundenen Anlagen gehört auch die Burg Specken im südlichen Gemeindegebiet von Bad Zwischenahn, deren genaue Lage Dieter Zoller, später zwischen 1974 und 1986 Bezirksarchäologe für den Regierungsbezirk Weser-Ems, 1952 durch wenige kleine Bodeneinschnitte feststellen konnte und von der er eine zeichnerische Rekonstruktion veröffentlichte. Damit war vermutlich der ursprüngliche Sitz der Familie von der Specken, die dem niederen Adel angehörte, lokalisiert, und zwar im heutigen Landschaftspark Wiesengrund.

Als 2012 bei einem kleinen Bodeneingriff zahlreiche mittelalterliche Keramikscherben zutage kamen, entstand bei Mitgliedern des Ortsvereins Specken die Idee, dies zum Anlass einer archäologischen Ausgrabung zu nehmen, um Zollers Überlegungen von 1952 zu überprüfen und zu ergänzen. Durch Vermittlung des Architekten Dirk Zoller aus Rastede stellte sich Professor Priesemann von der Jade Hochschule zur Verfügung, um im Rahmen einer studentischen Übung den Untergrund des gesamten Geländes mit einem Bodenradargerät zu messen und im Boden einst vorhandene Gräben festzustellen, wie sie als typisch für eine mittelalterliche Niederungsburg zu erwarten wären. Für eine anschließende Ausgrabung wurde die Arbeitsgemeinschaft „Archäologische Denkmalpflege“ der Oldenburgischen Landschaft gewonnen.

Eine Orientierung über Lage und Größe der einstigen Burg lag nach der kleinen Ausgrabung von 1952 und mit dem von der Fachhochschule gemessenen Radarbild also zu Beginn der Ausgrabung vor, wobei sich aber schon Unterschiede zeigten. Hatte Dieter Zoller den Burgplatz mit zwei breiten parallelen Wassergräben in geringem Abstand zueinander, später durch Brücken und Gebäudeandeutungen ergänzt, dargestellt, so zeigten die Messungen der Fachhochschule ein anderes Bild: Auf den Burgplatz folgte zwar der innere breite Graben, der äußere zeichnete sich aber in größerer Distanz nur als schmales Gräbchen ab. Was war nun richtig?

Die Ausgrabungen der AG begannen nach Pfingsten am 21. Mai 2013 mit insgesamt 20 Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft, tatkräftig und auch finanziell unterstützt von dem Speckener Ortsverein und mit Zustimmung des Landkreises Ammerland als unterer Denkmalbehörde. Das Ziel war, die baulichen Details der Burganlage zu klären, die Form und Tiefe der Gräben festzustellen und mögliche Hinweise auf Palisadenbefestigungen, auf Brücken und auf Gebäudespuren zu erhalten. In der kurzen Zeit von zwölf Arbeitstagen bis zum 6. Juni konnten erstaunlich viele Erkenntnisse gewonnen werden, wenn auch viele Fragen noch unbeantwortet bleiben mussten.

In insgesamt elf unterschiedlich langen Baggerschnitten in den Burghügel und durch die Burggräben wurde ein Einblick in die Bauweise der Anlage möglich. Der quadratisch angelegte 30 Meter mal 30 Meter messende eigentliche Burgplatz ist heute von einem dichten Baumbestand besetzt, der nicht geschmälert werden sollte. Hier konnten nur sehr kleine Randbereiche freigelegt werden, die allerdings keine Hinweise auf die einstige Bebauung gaben. Die Spuren der zweifellos vorhanden gewesenen Häuser liegen also unter den heutigen Bäumen und sind damit zur Zeit unerreichbar. Auf diese Gebäude und damit auf die Erkenntnisse über die Bebauung des Burgplatzes und die Hausfunktionen musste die Archäologie verzichten. Es konnte aber festgestellt werden, dass die in einer feuchten Niederung angelegte Wohnfläche eine künstliche Aufschüttung erhalten hatte, um eine trockene und feste Baufläche zu schaffen. Der innere Burggraben hatte eine obere Breite von fünf bis 6,5 Meter bei einer Tiefe von circa 1,5 bis 1,6 Meter. Eine Befestigung der Grabenböschungen, zum Beispiel mit Pfählen oder Faschinen, war nirgends erkennbar. Der untere Grabenteil war mit einer dunklen Schicht verfüllt, bei der es sich um Erde und Pflanzen handelte, die sich über lange Zeit im Graben abgelagert hatten. Der obere Grabenteil zeigte Bodenmaterial, das absichtlich eingefüllt worden sein musste und offenbar mit einem Ab-

Links: Blick über das südliche Grabungsgelände. Oben: Restaurierte rheinische Importkeramik aus dem Burggraben. *Fotos: AG Archäologie*

bruch der Burganlage und ihrer Einplanierung im Zusammenhang steht.

Auf den inneren Graben folgt nach außen eine freie Fläche von bis zu zwölf Metern, auf der sich vermutlich eine Wallaufschüttung befunden hatte, und darauf folgt der äußere kleine Graben, der nur etwa einen Meter tief und zwei Meter breit ist. Er war also kein Befestigungsgraben und damit kein Annäherungshindernis, sondern diente eher der Entwässerung. Ob der anzunehmende Wall zwischen beiden Gräben eine Palisade trug, ist nicht mehr nachweisbar, da das Erdreich vollständig abgetragen worden ist und sicher teilweise zur Verfüllung der Gräben gedient hat, doch ist es sehr wahrscheinlich.

Da auch westlich der Bäke, die nach ihrer Verlegung in den 1920er-Jahren randlich durch das heutige Burggelände verläuft, durch mehrere Baggerschnitte der äußere Graben erfasst wurde, ist damit ein vorläufiges Gesamtbild der Anlage möglich. Allerdings zeigten sich am nordöstlichen Ende noch Grabenfortführungen, die vielleicht eine Vorburg andeuten. Hier sollen noch weitere Bodenradarmessungen eine Klärung bringen.

Das Fundmaterial aus den inneren und auch dem äußeren Graben ist vielfältig. Es besteht vorwiegend aus Resten von verschiedenartigen Tongefäßen, die sowohl einheimischen Ursprungs, also in der Region hergestellt, sind, als auch aus dem Rheinland eingehandelter hartgebrannter Keramik. Daneben finden sich Eisengeräte, zum Beispiel eine Beilklinge und vor allem Dachziegel verschiedener Formate sowie mehrere Backsteine im Klosterformat, dies alles offenbar beim Abriss der Burggebäude in den Graben geworfen. Wie die Häuser auf der Burginsel aussahen, wissen wir nicht, doch dürfte es sich um ziegelgedeckte Fachwerkhäuser gehandelt haben. Alles, was noch brauchbar war, ist beim Abriss sicher von den Anwohnern mitgenommen und wiederverwertet worden, wie es in solchen Fällen üblich war.

Die Burg Specken hat etwa 200 Jahre vom Anfang des 14. Jahrhunderts bis etwa um 1500 als Sitz der Familie von der Specken beziehungsweise ihrer Nachfolger existiert. Eine größere militärische Funktion hat sie wohl nie besessen, war aber ein geschützter und durchaus wehrhafter Besitz eines Ministerialengeschlechtes, dessen bedeutendster Vertreter der oldenburgische Drost Jakob von der Specken war, dem die Verwaltung und der militärische Oberbefehl in der Grafschaft Oldenburg unterstand und dem wir das wichtige Oldenburger Salbuch von 1428 verdanken, eine genaue Auflistung der Besitztümer und Einkünfte der Oldenburger Grafen in ihrem Herrschaftsbereich.

Ausgrabungen solcher mittelalterlichen Burganlagen wie die in Specken sind regionalgeschichtlich bedeutsam und unverzichtbar, da die Klärung ihrer Funktion und ihrer Verteilung in der Landschaft die politische Situation und Organisation wie auch die Herrschaftsausübung im späten Mittelalter deutlich macht.

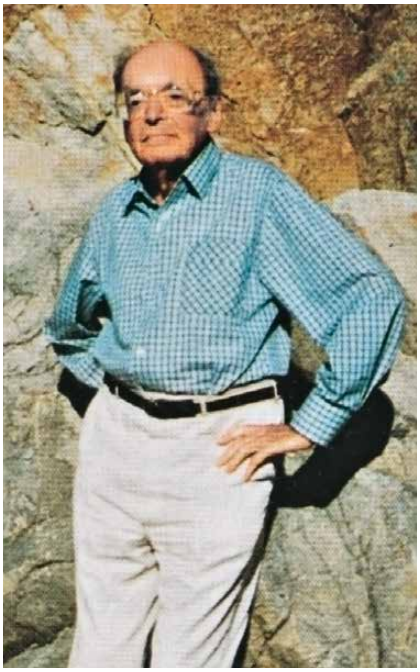
Die Ausgrabungsergebnisse und die Funde, die zurzeit von den Mitgliedern der AG aufbereitet und bearbeitet werden, sollen in diesem Jahr der Öffentlichkeit in einer Ausstellung präsentiert werden.

Verfechter der Abstraktion

Am 16. März wäre der Künstler und Kunstpädagoge Reinhard Pfennig 100 Jahre alt geworden

Von Jürgen Weichardt

Für mehr als 40 Jahre, zwischen 1948 und 1990, war Reinhard Pfennig – geboren vor 100 Jahren am 16. März 1914 in Berlin – in der Oldenburger Kunstszene eine der maßgebenden Persönlichkeiten, einzigartig in der Vielfalt seiner Arbeit und seiner Kontakte. Er war ein geschätzter Künstler und als Kollege in Theorie und Praxis ein Vermittler aktueller Ideen der zeitgenössischen Kunst. Er war ein Pädagoge von mitreißender Kraft für jene, die den Professor an der Pädagogischen Hochschule und später an der Universität Oldenburg erlebt hatten und die seinen Vorstellungen eines kindgemäßen Unterrichts im Fach Kunst folgen konnten. Seine Aufsätze und Bücher, die er publizierte, werden heute noch zitiert und diskutiert, eine Seltenheit auf dem sich schnell wandelnden Gebiet der Kunstpädagogik.



Nicht wenige Studenten, die später Künstler und Kunsterzieher wurden, waren stolz, „Pfennig“ gehört zu haben. Dessen pädagogischer Ansatz einer dem Kind konformen Ausbildung in permanenter Beziehung zur aktuellen Kunst mit den Kernpunkten Abstraktion und Informel spiegelte sich in den folgenden Jahrzehnten in zahlreichen Kinder- und Jugendkunst-Ausstellungen, die in Schulen und Hochschulen, im Oldenburger Kunstverein oder dem Stadtmuseum gezeigt wurden. Johann Denker und Meinhard Tebben haben in ihren nicht nur biografischen Schriften zu Pfennig viele dieser Kinder-Kunstausstellungen angeführt, aber auch kritisch untersucht, deren Titel zuweilen die Intentionen des Pädagogen verrieten.

Der Reigen begann 1950 mit „Kinderzeichnungen aus aller Welt“ im OKV, eine Ausstellung, die für internationale Offenheit stand. Ihr Blick auf verschiedene Entwicklungen der Kunstpädagogik in der Welt ließ die Reformbedürftigkeit der deutschen Situation erkennen. Der im folgenden Jahr von Pfennig gegründete „Kunstpädagogische Arbeitskreis“ wurde zum Zentrum der Forschungen auf diesem Gebiet. Vier Jahre später, 1955, organisierte er eine weitere Schülerausstellung im OKV, die mit dem programmatischen Titel „Kinder bilden Material zur Form“ seine Intentionen deutlich zum Ausdruck brachte: Sichtbar zu machen, dass analog der Gegenwartskunst der kreative Ansatz zu künstlerischer Arbeit auch bei einem Kind nicht ein Gegenstand, sondern Material sein konnte, und dass das Ziel gleichfalls kein Ding, sondern „Gestaltung“ sei.

1959 fasste Reinhard Pfennig die Ergebnisse der Forschungen und seine Einsichten in die gegenwärtige Kunst in dem Buch „Bildende Kunst der Gegenwart. Analysen und Methoden“ zusammen. Er erwies sich damit als führender Kunstpädagoge in Westdeutschland. Da er stets das Schwergewicht auf Abstraktion und Informel gelegt hatte, geriet sein pädagogischer Ansatz Ende der 1960er-Jahre mit dem Auftauchen der Pop Art, die eine neue Gegenständlichkeit und Alltäglichkeit in die Kunst einführte, jedoch in die Diskussion. Die weitere Entwicklung in der Kunst konnte nicht ohne Wirkung auf die Kunstpädagogik bleiben. Hinzu kamen Veränderungen örtlicher und privater Art, die Wandlung der PH zur Universität etwa, das Ausscheiden aus dem Vorstand des OKV und die zunehmende Konzentration auf die eigene künstlerische Arbeit, die freilich nie geschlummert hatte.

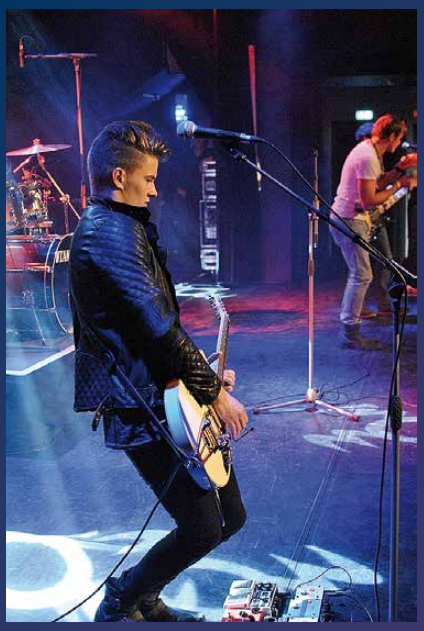
In die Oldenburger Öffentlichkeit wirkte Pfennig als unbedingter Verfechter der Abstraktion und besonders des Informel, zu deren Repräsentanten, etwa Carl Buchheister und Karl Otto Götz, er früh Kontakte knüpfen konnte. Seine Mitgliedschaft im Bund bildender Künstler (seit 1948) war Basis ungezählter Aktivitäten wie die Jurortätigkeit bei Ausstellungen des bbk, besonders der „Jungen Gruppe“. Als deren Sprecher lud er namhafte Künstler zu den Ausstellungen ein, sodass Verbindungen zur nationalen Szene entstanden und das Publikum über neue Entwicklungen informiert wurde. Als Vorstandsmitglied des OKV (1952 – 1967) hatte Reinhard Pfennig es als seine Aufgabe gesehen, Situation und Entwicklung der aktuellen Kunst der Öffentlichkeit vor Augen zu führen. Wie viele Einzelausstellungen jener Zeit im OKV auf seinem Vorschlag beruhten, ist offen.

Differenziertes Wachsen, 1980, Öl auf Leinwand. *Abbildungen aus „Bilder und Zeichnungen" von Reinhard Pfennig, Ausstellungskatalog Stadtmuseum Oldenburg*

Die 1960er-Jahre waren Reinhard Pfennigs Blütezeit als Denker und Künstler. In drei Gruppenausstellungen breitete er ein Panorama der Kunst der Gegenwart in Westdeutschland aus: „Ars Viva 1958", „Situation 62", von der Teilnehmer Georg Karl Pfahler noch 1995 schwärmte, und „Ars Viva 1965". Zeigte die zweite „Ars Viva"-Schau eine vom Bundesverband der deutschen Industrie vorbereitete Auswahl zeitgenössischer Kunst in Westdeutschland, so basierten die beiden vorausgegangenen Veranstaltungen auf Pfennigs Entscheidungen. Ihm war es zudem gelungen, mit Will Grohmann den wahrscheinlich wichtigsten Kunsthistoriker und Sprecher der Abstrakten für ein Vorwort des ersten „Ars Viva"-Katalogs zu gewinnen. Das war eine eindeutige Positionierung gegen alle Erscheinungsformen der Tradition, gegen den späten Expressionismus und auch gegen alle Tendenzen, die im östlichen Teil Deutschlands betrieben wurden. Von denen schrieb Grohmann gar nicht erst, während er die Beziehungen zum Expressionismus nicht völlig abgerissen sah. Seine Worte, die Reinhard Pfennig besonders geschätzt haben mochte, lauteten: „ … Nur eines ist auch für die gegenwärtigen Maler verbindlich, der Ausgangspunkt ihrer Arbeit ist nicht die Natur, wie wir sie sehen, sondern wie sie bildet. Und der Ansatzpunkt der bildnerischen Tätigkeit ist nicht die Nachahmung, sondern die Erfindung sprachlicher Mittel, die es gestatten, die neuen Erfahrungen und Erkenntnisse ins Bild zu setzen." Diese Überlegung entsprach Pfennigs eigenen Werken, die in der Folgezeit in zahlreichen Ausstellungen viel Beifall fanden. In der Tat waren die „Ars Viva"- und „Situation 62"-Auswahl hellsichtig, denn fast alle beteiligten Kollegen Pfennigs waren über den Zeitraum von 1960 bis 2000 repräsentative Künstler der westdeutschen Szene und international hoch geachtet. Solche Übersichtsausstellungen hat es nie wieder in Oldenburg gegeben.

Es dürfen bei der Einschätzung der Leistungen von Reinhard Pfennig die Veränderungen im Umfeld des Künstlers nicht außer Acht gelassen werden. In dieses Jahrzehnt fielen die erfolgreichsten, das heißt am häufigsten gezeigten Schülerausstellungen, die in den USA („An Exhibition of Drawings, 1963) und in Niedersachsen („Jugend und Farbe", 1966) auf Wanderschaft gingen. Danach trat eine gewisse Ermüdung ein, der „Kunstpädagogische Arbeitskreis" wurde 1969 aufgelöst. Dennoch hat Reinhard Pfennig weiterhin eigene Ausstellungen organisiert, nun auch in der Galerie Ursula Wendtorf sowie in Galerien in Hamburg, zuletzt in der Galerie Centro und im Stadtmuseum Oldenburg.

Diese Bilder und viele, die er im heimischen Atelier gemalt hatte, werden in Ausstellungen der regionalen Galerien Wendtorf 1966, Moderne 1977, Haus Coburg 1979, Scheumer 1986, Schumann 1979 und wiederholt in den Veranstaltungen der „Jungen Gruppe" im bbk im Kunstverein und Stadtmuseum gezeigt. Auch die Partnerschaftsausstellungen in Taastrup und Coburg 1982 enthielten Bilder von Reinhard Pfennig. Hervorzuheben ist die Einzelausstellung in der Galerie KUL in Bruck/Mur, da sie das Werk der letzten zehn Jahre zusammenfasst, da sie neben der Galerie Kausch in Kassel zu den seltenen Ausstellungen außerhalb der Region gehört. Reinhard Pfennig hatte offensichtlich nie seine Position für eigene Präsentationen ausgenutzt. Aber er fand das Echo wichtiger Kunsthistoriker: Zur ersten Retrospektive 1981 im Stadtmuseum sprach Professor Dr. Schmoll genannt Eisenwerth, und im Katalog erschienen Texte unter anderem von Will Grohmann, Gerhard Wietek. Auf seine Sonderrolle in der Szene verwies auch die Veranstaltung des Stadtmuseums 1987 mit Gerhard Georg Krüger, Adolf Niesmann, Reinhard Pfennig und Werner Tegethof. Seine große Retrospektive erhielt Reinhard Pfennig 1994 im Stadtmuseum. Ein Jahr später starb er in Oldenburg.



Baven: Mit ehr Rocktitel „Achterbahn“ hett „Lichtjahr“ de Harten van de Jury un de Tokiekers flink wunnen.
Rechterhand: De eerste Pries is an de Band „Lichtjahr“ ut Hannover gahn. Mit veel Freid hebbt se de Pries annahmen.
Unnen van links: Rockige Sounds up Platt hebbt vör veel good Ünnerhollen sörgt. Junglüe twüschen 15 un 30 Johr hebbt mitmakt un Spaß an Plattdüütsch un Musik hat.
De Moderatoren Annie Heger un Ludger Abeln hebbt mit veel Vermaak de Platt-sounds-Avend modereert.
Fotos: Frederik Weiß

Plattdüütsche Beats kaamt good an

Van Stefan Meyer

„Geföhlen fohrt Achterbohn. Vun boben bet nerrn, sünd dat blots'n poor Gramm". So geiht de Refrain van de Band „Lichtjahr" ut Hannover, de bi „Plattsounds 2013" de eerste Pries wunnen hett. An'n 23. November is de plattdüütsche Bandcontest al dat drüdde Mal in de Kulturetage Ollnborg över de Bühn gahn. Teihn Bands un Musikers stunnen weer in't Finale üm de eerste Pries för dat beste plattdüütsche Leed ut Neddersassen 2013.

Över twintig Bewarbers hebbt sick dit mal för „Plattsounds" interessert un wullen up de groot Bühn stahn. De Musikers kemen ut ganz Neddersassen, man nicht blots ut Kuntreien wo man meent dat blots dor Plattdüütsch noch lebennig is: Ok Bands ut Hannover, Brunswiek, Ossenbrügg un Göttingen hebbt Vermaak an hat, ehr Musik ok mal up Platt to probeern.

Mit över 450 Tokiekers weer de Kulturetage good besöcht. Mit veel Pläseir hebben de Moderatoren Annie Heger un Ludger Abeln – as ok al in't vördem Johr – för goode Luun sörgt. De Uptakt hett de ammerlänner Punkband „De Schkandolmokers" mit „Punk up Platt" maakt. Mit dat Leed hett de Band verleden Johr bi „Plattsounds" de tweide Pries maakt. För veel Krejool un hete Beats hebbt de Bidrägen up Pop, Rock, Metal un HipHop sörgt. En besünner Begehr van „Plattsounds" is, de verscheden Musikrichten up Platt to präsenteren un wies to maken wo good de Spraak sick ok bi modern Musik insetten leet. Dat dor ok Musik mit gooden Slag bi rutsuert; dat hebbt de Jungmusikers twüschen 15 un 30 Johr wiesmaakt. So hett de Jury ok en stur Wark to doon de Winners rut to finnen. Blangen Cornelia Nath van dat Plattdüütskbüro bi'd Oostfreske Landskupp, hörten dor ok Dennis Meinken van de LAG Rock, Aaij Laurensen van Liet International ut de Nedderlannen un de Rapper „Blowm", de al bi Plattsounds 2011 en Pries wunnen hett, to.

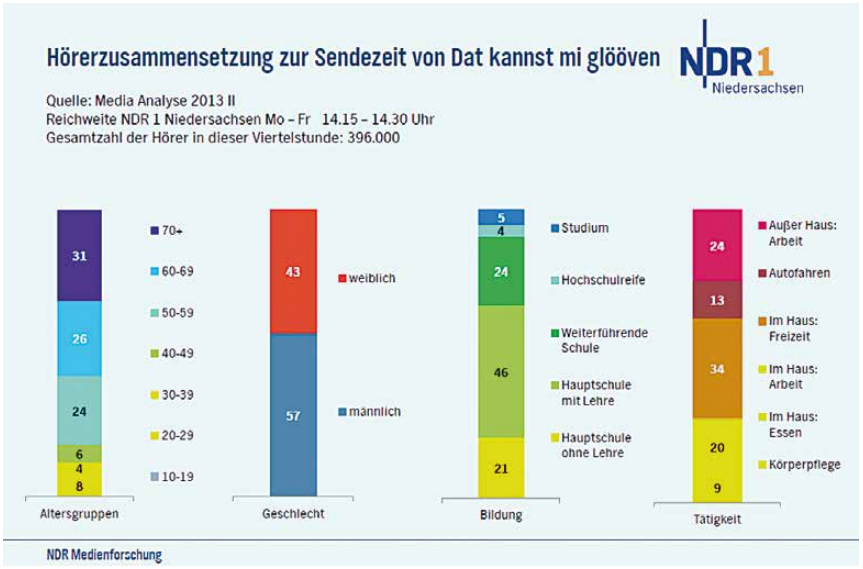
De Band „Lichtjahr" hett nich blots de eerste Pries wunnen – se stahen ok gliekerwiel in't Semifinale van de neddersassche Bandcontest „Local Heroes" un kriegt en bandcoaching van de LAG Rock. De tweide Platz is an de Singersongwriters „Manninnetünn" ut Brunswiek un ehr Leed „Sünnenünnergang" gahn, de sick ok bannig freit hebbt. Dat Stoner Rock up Platt hellerbest funkschoneren deit, hett de Ollnborger Band „Audiowolf" mit dat Leed „Millioneer" wiest un dorför de darde Pries kregen.

In de Paus hett de plattdüttsche Hip Hop-Band „De Fofftig Penns" vör ördentlick Beats un Puhee sörgt. „DFP" stunnen 2013 bi Stefan Raab in'n Bundesvisioncontest un hebbt dor mit veel Erfolg wiesmaakt, dat plattdüütsche Musik ok över de Grenzen van't Plattdüütschland National för Acht sörgen kunn. Butendem hett de Band ok al in Japan up Platt speelt un dorbi ok Internatschonaal Erfolg hat. En good Bispill un Sinnteken för de Deelnehmers van „Plattsounds" mit modern Musik up Platt wieter to maken un rüm to probeeren. Denn dat man dorbi groot rutkamen kann, dat wiesen „De Fofftig Penns", as ok „De Tüdelband" ut Hamborg.

So schall dat denn ok 2014 weer een neie Uplag van „Plattsounds" geven. De Wettstriet ward van de Landskuppen un Landskupsverbännen in Neddersassen up de Been stellt. Un ok dat Land Neddersassen ward dor weer Stütt un Stöön an geven, üm so en wegwiesend Bidrag för dat Wietergeven van Plattdüütsch an jung Lüe to leisten.

„Dat kannst' mi glööven"
Een Andacht up platt up NDR 1 Niedersachsen wedd 60

hs. De plattdüütsch Andachtenriege „Dat kannst' mi glööven!", de dat up NDR 1 Neddersassen geven deit, wedd dit Johr 60. Good 75 evangelske un katholske Theologen schrievt Wäke för Wäke Andachten in de verscheeden plattdüütschen Mundorten. Uk ut us Ollnborger Land sünd dor'ne Riege Spräkers mit bi: Pastor i. R. Gerold Struß ut Sandkroog; Pastor Werner Rossow, Baas van Karkenkring in'n Spieker, Prälat Peter Kossen, Vechte; Weihbischof un Offizial Heinrich Timmerevers; Offizialatsrat Christian Gerdes, Vechte; Diakon Hubert Looschen, Garrel; Mechtild Pille, Referat Frauenseelsorge in't Offizialat in Vechte; Pastor Jasper-Bruns, Bösel; Jugendseelsorger Heiner Zumdohme, Vechte; Pastoralreferent Martin Kröger, Friesaythe. Tostännig för de katholsken Spräkers in't Radio is Heinrich Siefer. As Andachtenspräker is he dor sülvst all siet 1985 mit. Mit 60 denkt wecke an't Uphören, an den Ruhestand. Man dor is bi de Plattdüütschen in de evangelsken un in de katholsken Karken nich an to denken. Tüskentied is dor uk een Koppel an junge Lüüe ranwassen, de as Seelsorgers wätet, dat man up Platt dichter an de Lüüe rankaamen deit. Un dat liggt an de Spraak sülvst. De is eenfach un kloor, de vertellt gern un de prootet d'r nich ümto. Dat gefallt de Lüüe. Dat is wat anners, wenn een hört: „Kommt her zu mir alle, die ihr



mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken", as ween dor een segg: „Kaamt gau bi mi! Wecker sik afrackern mott of een schwore Last to slepen heff, den will ik helpen, dat he sik verpuusen kann." Jüst dorüm hört de Andachtenriege in't Radio mit to dat Format, wat gern hört wedd. Un dat sünd 396.000 Lüüe, so as dat de lessde Ümfrage van'n NDR wiesen deit. Dat sünd nu nich bloß Lüüe över 60. Dor is aals mit bi. Un uk wat de Hörers sülvst angahn deit, is dat heil bunt. Se aale hört to, wenn dat in de Tied tüsken Klock 14.15 un 14.30 heiten deit „Dat kannst' mi glööven!" Willt hopen, dat dat de token Johre so wiederloopen deit un de NDR uk wieders up Platt setten deit. Man dor hört uk to, dat dor aaltied Lüüe sünd, de bi Platt in't Radio anschalten daut.

Krüüz in'n Weg – Krüüzweg

hs. Bi de Katholschen Akademie Stapelfeld, dor giff dat een Krüüzweg, nich jüst so as man den wennt is. Drei Stationen heff de bloß. De een dorvan ligg midden up'n Weg. Een Krüüz. Dor fallst du di buld över, wenn du dor langes geihst.

De Künstler, Egbert Verbeek is sien Naomen, de heff dat so wullt. Dat Krüüz, so will hei wiesen, is in use Leven meist gor nich so wiet wäge. Ligg manges midden up off an usen Weg.

Up de Krüüzbalkens, dor ligg een Mensk. Sien Liev is vull van Schrammen un Seehrs. Een, den man up't Krüüz leggt heff. Dat Krüüz ligg een in'n Weg, liek för de Fäute. Man in'n Rüggen steiht een Disk, een gewaltigen ut Stein, een Altaor.

Mensken kaamt dor buten manges mitanner tohope, an Palmsönndag of anner Tieden. Deielt mitnanner Brot un Wien. Denkt doran: Wi hört tosaame. Un HEI is midden unner us.

De, den se up't Krüüz leggt hebbt, de deielt mit us sien Leven un uk usen Dood. Kick man nu naa vörne, den Altaor in'n Rüggen, över't Krüüz weg, dann süht man een Müürn ut Stein. Liek in de Midde van de Müürn is een Schlopp.

Liek vör de Müürn, een deip Lock. Dat Krüüz, de gewaltigen Steine, schwor ligget de vör een, wenn man dor steiht. Man wenn man sik in't Lock stellt un naa baowen kick, süht man dat Schlopp in de Müürn. Un Lecht fallt dör't Schlopp. Jeden Middag kägen Klock twülven weer van neien.

In't deipe Lock stahn, dat Lecht dör de Müürn een intomeute fallen, intomeute löchten seihn – dat is Ostern. De Heven kummp us intomeute. Kien Stein hollt den up.

Vörjohr

Wullgräs blaihet an'n
schwatten Kolk
In Struuk un Heide twittket lies
dat krägel Vaogelvolk
Leiwink stigg piel ton Heven 'rup
Barken greunt, de Kuckuck röpp
Vörbi nu Haogel, Schnei un Ies
Sünn' schinnt kloor
Kurrhaohn kullert luut
Maitied treckt över't Moor

Van Heinrich Siefer

Foto: Willi Rolfes

Die Chance für junge Künstler

Das Förderprogramm „Start Your Art“

Von Janina Stein

In der „Mach!bar“ in Berne sind der Kreativität der Jugendlichen keine Grenzen gesetzt.
Foto: Janina Stein

„Start Your Art“ ist ein Förderprogramm der Oldenburgischen Landschaft für Jugendliche im Alter von 14 bis 25 Jahren. Alle Projekte aus den Bereichen der Jugendkultur werden finanziell unterstützt. Zu welcher Kunst- oder Kultursparte das Projekt zählt, spielt keine Rolle. Kultur von Jugendlichen für Jugendliche ist das Hauptziel. Dabei ist es egal, ob sich eine Einzelperson oder eine Gruppe ein Projekt überlegt. Wichtig ist nur, dass die Ideen und Umsetzungen maßgeblich von den Jugendlichen selbst in die Hand genommen werden. Bei Beratung und finanziellen Beiträgen steht die Oldenburgische Landschaft unterstützend zur Verfügung. Die Antragsteller sollen Erfahrungen im Bereich Projektmanagement sammeln, indem sie von einer Idee über die Planung bis zur Umsetzung denken und sich so mit kulturellen Projekten intensiv auseinandersetzen. Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Eine Seiltanznummer, eine Ausstellung, CD-Aufnahmen, Bandfestivals – es gibt unglaublich viele Möglichkeiten. Exemplarisch werden an dieser Stelle zwei unterschiedliche „Start Your Art“-Projekte vorgestellt.

Die „Mach!bar“ in Berne ist ein Mitmachprojekt der Evangelischen Jugend Wesermarsch. In einem ehemaligen Ladenlokal treffen sich zwei Mal die Woche Menschen aus verschiedenen Generationen zum Upcyclen. In dem offenen Hobbyraum können ausgediente Dinge repariert oder sogar umgebaut werden, sodass sie eine völlig neue Funktion bekommen. Das ehrenamtliche Team von circa 20 Personen ab neun Jahren organisiert in Eigenregie die wöchentlichen Treffen, bei denen jeweils mindestens drei Jugendliche und Erwachsene zeitgleich als Ansprechpartner und Unterstützer zur Verfügung stehen. Die Teamkinder übernehmen den Thekendienst und stellen kostenfrei Getränke zur Verfügung. Jede Woche gibt es einen neuen Gestaltungsimpuls des Teams, den die Besucher umsetzen können. Aber auch eigene Ziele und Ideen werden in der Gruppe verfolgt.

Die Idee der „Mach!bar“ entstand in einer Gruppe Jugendlicher in Zusammenarbeit mit der evangelischen Kreisjugenddiakonin Wesermarsch, Sandra Bohlken. Ziel war ein lang andauerndes Upcycling-Projekt. Dass dann auch noch mitten in Berne ein großes Ladenlokal leer stand, kam für die Idee wie gerufen. Mit rund 40 Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen wurde in über 500 Arbeitsstunden die Renovierung der Räumlichkeiten in Angriff genommen. Der Umbau und die Beschaffung der benötigten Ressourcen wurde dabei durch Fördermittel des Landes Niedersachsen und der Oldenburgischen Landschaft im Rahmen des „Start Your Art“-Projekts finanziert. Auch Privatspenden, Kollektengelder und Sachspenden steuerten dazu bei, dass pünktlich zur Eröffnung im Februar 2013 nicht nur die Räumlichkeiten hergerichtet waren, sondern zusätzlich eine gut ausgestattete Werkstatt mit neuen Geräten, eine Handarbeitsecke mit Nähmaschinen, viel Farbe und haufenweise Material zur Verfügung gestellt werden konnten. So konnte man in Berne nicht nur kreativ gegen den Leerstand vorgehen, sondern auch eine Alternative zur Langeweile bieten. Die Laufzeit des Projekts war vorerst für ein Jahr angesetzt, jedoch etablierte es sich immer mehr und die Besucherzahlen stiegen. Durch Spenden können weiterhin Arbeitsmaterialien und Getränke für die 40 bis 80 Teilnehmer pro Treffen kostenlos zur Verfügung gestellt werden.

Mittlerweile ist die „Mach!bar“ in Berne und auch über die Grenzen der Wesermarsch hinaus als kreativer Treffpunkt sehr angesehen.

Um einen besseren Einblick in die Arbeit der „Mach!bar“ zu bekommen, öffnet der Hobbyraum am 26. April 2014 seine Türen. An diesem Tag werden auf einem Flohmarkt ausgediente und erstellte Kunstwerke aus der „Mach!bar“ verkauft, um die gestiegene Raummiete und weitere Kosten auch in Zukunft zu decken.

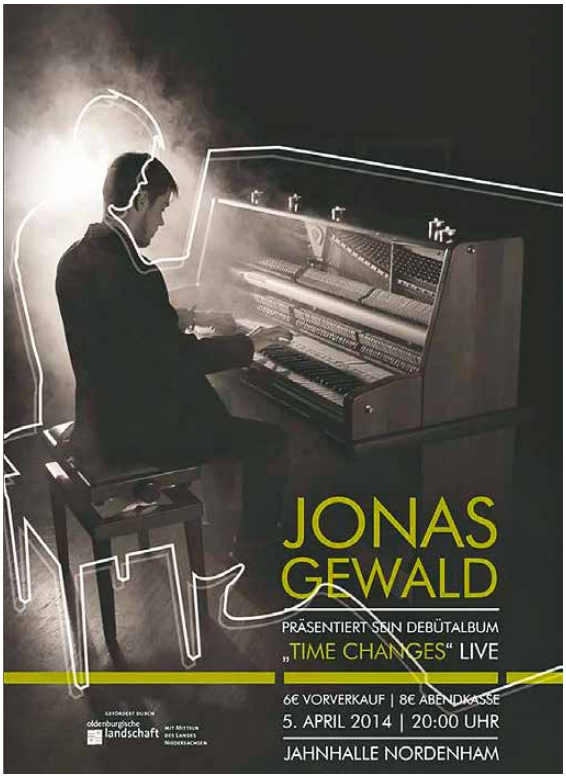
Für alle Interessierten und für alle, die einmal kreativ werden wollen, gibt es in der „Mach!bar“ immer dienstags ab 19.30 Uhr und donnerstags von 17 bis 19 Uhr gesellige Runden. Aktuelle Informationen gibt es auf der Facebook-Seite oder auf den Infotafeln im Schaufenster.

Ein anderes Beispiel liefert ein junger Pianist aus Nordenham. Jonas Gewald nimmt mit Hilfe einer „Start Your Art“-Förderung seine erste eigene CD auf und erfüllt sich damit einen Kindheitstraum. Musik war längst nicht immer das Wichtigste für ihn. Mit zwölf beendete er nach sieben Jahren den Klavierunterricht, was aber nicht hieß, dass er die Musik komplett aufgab. „Ohne Druck und Zwang habe ich das Gefühl, produktiver zu sein“, bemerkt Jonas Gewald. Mit Klassenkameraden gründete der 19-Jährige eine Band. Mit viel Energie wurde an ersten eigenen musikalischen Projekten gearbeitet. Bis zum Abitur trat Gewald mit verschiedenen Formationen bei Schulkonzerten auf. Parallel dazu eignete sich der Nordenhamer durch Lesen eigenständig kompositorische Fertigkeiten an. Auch der Leistungskurs Musik in der Oberstufe unterstützte seine musikalische Entwicklung, sodass er kurz vor dem Abitur 2013 seinen ersten eigenen Song am Klavier, „Time Changes“, bei Soundcloud und Youtube veröffentlichte. Dafür gab es eine Menge Zuspruch. Schnell kam Jonas Gewald zu dem Entschluss: „Dass ich Musik machen muss, ist klar. Ich kann eben nichts anderes.“ Selbstverständlich für ihn, verbringt er drei bis vier Stunden täglich am Klavier, sodass er kaum noch Zeit für etwas anderes in seiner Freizeit hat. Mit seiner ruhigen, harmonischen Klaviermusik, die zum Nachdenken und Träumen anregt, erreicht er ein stetig wachsendes Publikum. Der junge Komponist versucht, verschiedene Instrumente wie Gitarre und Schlagzeug auf dem Klavier zu vereinen. Dabei steht für ihn das Transportieren der Atmosphäre im Mittelpunkt.

Nach der Schule begann Jonas Gewald im September 2013 ein Freiwilliges Soziales Jahr Kultur in der Jahnhalle in Nordenham. Auf dem ersten damit verbundenen Seminar, bei dem sich alle Absolventen des FSJ Kultur aus der Region trafen, wurde er auf das Jugendförderprogramm „Start Your Art“ der Oldenburgischen Landschaft aufmerksam gemacht. Schon immer hegte er den Traum, einmal eine eigene CD zu veröffentlichen, jedoch fehlten bislang dazu die nötigen finanziellen Mittel. Das Förderprogramm bot die Möglichkeit, das erste eigene Album mit selbst komponierter Klaviermusik aufzunehmen. Seit September 2013 arbeitet Gewald aktiv an Kompositionen speziell für das Album. Alles soll weitestgehend in Eigenregie passieren. Aktuell stehen die letzten Aufnahmen an. Parallel wird die Gestaltung der CD besprochen. Plakate und Flyer sind bereits gedruckt und warten nur noch darauf, verteilt zu werden.

Am 5. April 2014 wird es dann ernst. Die Veröffentlichung der CD wird mit einem großen Auftaktkonzert in der Jahnhalle Nordenham verbunden. Nach der Abschlussfeier seines Jahrgangs in der Schule ist das erst der zweite große Auftritt für Jonas Gewald. Mit dem Konzert möchte er auf sich aufmerksam machen. „Ein paar Auftrittsanfragen wären danach natürlich auch nicht schlecht“, bemerkt er charmant. Nach der Veröffentlichung soll es erst richtig losgehen. Schon jetzt sind weitere Projekte in Planung.

Die CD soll zusätzlich helfen, sich für ein Studium zu bewerben. Fakt ist, dass man in Zukunft immer mehr von dem jungen Musiker hören wird, der



Mit Hilfe des Förderprogramms nahm Jonas Gewald seine erste CD mit selbst komponierter Klaviermusik auf.
Foto: Julian Schuchow (Bild), Joris Wegner (Design)

sich durch „Start Your Art“ einen Traum erfüllen und neue Wege für die Zukunft schaffen konnte.

Falls es jetzt weitere Ideen für das „Start Your Art“-Projekt gibt und jemand auf den Geschmack gekommen ist, selbst ein Projekt durchzuführen, oder immer schon mal etwas machen wollte: Immer her damit! Dazu muss nur ein Förderantrag ausgefüllt und an die Oldenburgische Landschaft geschickt werden. Dieser kann im Internet (www.oldenburgische-landschaft.de) heruntergeladen oder per E-Mail (kultur@oldenburgische-landschaft.de) angefordert werden. Falls es Fragen gibt, kann sich jeder gerne an diese Mailadresse wenden.

Das Projekt, dessen Förderantrag eine kurze Projektbeschreibung und den geplanten Finanzierungsbedarf enthalten sollte, kann mit bis zu 1000 Euro unterstützt werden. Über die Bewilligung berät eine Kleingruppe, in der mindestens ein Jugendlicher Mitspracherecht hat. Die Anträge, die mit einer einfallsreichen Idee, persönlichem Engagement und Interesse überzeugen, können gefördert werden. Also: „Nichts wie ran da!“ und schickt kreative Anträge an die Oldenburgische Landschaft.

Blick ins Wohnzimmer

Ausstellung „Sammeln im Norden“ in der Kunsthalle Wilhelmshaven

Von Viola Weigel

Karl Schmidt-Rottluff, Rückenfigur, 1921, Aquarell/Bleistift auf Vordruck-Postkarte. Privatbesitz

Privatsammlungen bleiben der Öffentlichkeit meistens verborgen. Dennoch bilden sie das wesentliche kulturelle Gedächtnis einer Stadt, Region oder gar eines Landes, das – etwa durch Schenkungen – die Bestände eines Stadt- oder Landesmuseums nachhaltig prägen kann. Gerade Privatsammlerinnen und Privatsammler brachten in den letzten zehn Jahren im Museumsbereich eine breite öffentliche Debatte in Gang, wie die Bestände von Kunsthäusern sinnvoll erweitert werden oder gar eigenständige Häuser für Privatsammlungen entstehen können.

Mit der Ausstellung „Sammeln im Norden“ widmet sich die Kunsthalle Wilhelmshaven somit einem Thema, das im Norden bisher nur vereinzelt behandelt wurde, im deutschen und internationalen Museumswesen jedoch Hochkonjunktur besitzt. Im Zentrum steht einmal nicht der wohlbekannte Kunstbestand städtischer oder öffentlicher Sammlungen als vielmehr der Blick ins private Wohnzimmer von Personen, die ihr ganzes Leben gesammelt haben. Die Kunstschau führt verschiedene sammlerische Interessen in Wilhelmshaven und im Oldenburger Land in einer Ausstellung zusammen und eröffnet damit einen Blick ins „unsichtbare Museum“ der Region. 106, mit wenigen Ausnahmen noch nie gezeigte Kunstwerke vermitteln einen Einblick in sieben Privatsammlungen, die trotz ihrer unterschiedlichen Ausrichtung überraschende Parallelen offenbaren: Etwa die Liebe zur norddeutschen Malerei, der Hang zur geometrischen Abstraktion der 1960er-Jahre oder das Interesse an der Kunst des östlichen Europas wie Polen oder Russland. Ein Sonderbereich mit Arbeiten von Rainer Fetting aus Privatbesitz von Wilhelmshavenern beleuchtet zudem einen spezifischen Sammlungsschwerpunkt der Jadestadt. Hinter den einzelnen Sammelstücken stecken oft überraschende persönliche Geschichten. Persönliche Geschichten, die auch ein besonderes Augenmerk auf die Sammellust unterschiedlicher Personen aus Wirtschaft, Kultur und Politik richten, die ihre Sammlung gar nicht als „Sammlung“ verstehen würden. Das Spontane, Unvorhersehbare und Zufällige in der Begegnung von Kunst spielte am Anfang immer eine Rolle, bis sich dann die eine oder andere Linie herauskristallisiert und sich thematische Strukturen entwickeln, die aus einem losen Miteinander von Werken erst eine gewachsene „Sammlung“ mit bestimmten Zielrichtungen machen. Da gibt es zum Beispiel den Kunstkritiker, der auf seinen Reisen durch Osteuropa in den 1980er-Jahren auf aktuelle Kunst polnischer oder russischer Grafiker stößt, den Unternehmer, der durch seine persönliche Liebe zur Malerei eine klassische moderne Kunstsammlung aufbaut, oder den Künstler selbst, der durch seine kuratorischen Aktivitäten seine Kollegen fördert und dabei das eine oder andere Werk „zurückbehält“.

Dieses Pilotprojekt könnte den Anfang für eine auch in der Museumslandschaft der Nordwestregion breiter aufgestellte und fundierte Debatte bilden und der Ausgangspunkt für ein wissenschaftliches, sammlungshistorisches Netzwerkprojekt sein. Die bisherigen Vorarbeiten der Stadt-/Landesmuseen und Kunsthallen der Region würden in die Forschungen mit einfließen. In Teilprojekten umliegender Museen und Kunsthäuser könnte man folgenden Fragen nachgehen: Was wird und wurde im Oldenburger Land und in Wilhelmshaven gesammelt? Welche Sammlungsschwerpunkte werden erkennbar? Welche persönlichen Geschichten verbergen sich hinter den Sammlerstücken? Und: Was geschieht mit den Sammlungen eigentlich in Zukunft?

Termine:

- Kunst-Picknick über Mittag
  Donnerstag, 3. April 2014, 12.30 – 13.30 Uhr
  (Voranmeldung bis einen Tag vorher erwünscht)
- Andacht „Passions-Punkt“ in Kooperation mit der Christus- und Garnisonkirche
  18. April 2014 (Karfreitag), 18 Uhr
- Lange Nacht der Kultur
  Freitag 25. April 2014, ab 18 Uhr

Im Wilhelm13 zuhause

Der Jazzclub Alluvium 1502 e. V.

Von Torsten Wurmbach

Einst erblickte ein Jazzclub im 1502 erbauten Keller des Degode-Hauses die Lichter der Stadt, dann – inzwischen hatte er auch seinen Namen erhalten – lebte er in einem Keller in der Zeughausstraße, wurde dort erwachsen, war dann jahrelang obdachlos – um die 50 kein leichtes Schicksal –, wohnt nun aber seit über vier Jahren in einer Vierer-WG in einem schick renovierten 99 Jahre alten Bau, dem „Wilhelm13", zusammen mit drei anderen Veranstaltern.

Doch wo ist bloß das Wilhelm13? Erst an der Wilhelmstraße 13, seit letztem Jahr nach deren Umbenennung an der Leo-Trepp-Straße 13. Übrigens hieß das „Wilhelm13" früher mal „Theater Laboratorium". Das ist aber vor gut vier Jahren in eine Parallelstraße umgezogen. Verwirrend? Kein Wunder! Oldenburger Jazzfans brauchen also für den Erstkontakt entweder Insiderwissen, Internet oder zumindest ein aktuelles Navi. Schlecht vorbereitete Auswärtige haben da kaum eine Chance. Oder sie entdecken das „Wilhelm13" eher zufällig auf der Suche nach dem neuen „Theater Laboratorium".

Das Alluvium als Jazzfamilie – im Zentrum die Jazzsession

Mit 55 Jahren ist der Jazzclub Alluvium ein Mehrgenerationenclub geworden. Die jungen Jazzer von damals spielen zum Teil noch heute, und daneben stehen jetzt auch noch ihre musikalischen Enkel auf der Bühne. Im regen Austausch mit der städtischen Musikschule und der Universität Oldenburg hat der Jazzclub Generationen von Nachwuchstalenten regelmäßig ein Podium geboten. Unzählige Jazzgrößen als auch viele Vertreter der sehr regen heimischen Jazzszene sind hier aufgetreten. Durch ein ausgewogenes Programm gelingt es immer wieder, verschiedenste Altersgruppen anzusprechen.

Ganz regelmäßig erfolgreich ist die Jazzsession des Jazzclub Alluvium und der Jazzmusikerinitiative Oldenburg unter der Leitung von Jörn Anders. Sie findet verlässlich an jedem dritten Donnerstag des Monats statt. Jazzbegeisterte haben dadurch im „Wilhelm13" bei freiem Eintritt eine ideale Gelegenheit, um spannende Musik zu hören, selbst zu spielen, sich auszutauschen und einen Überblick über die nordwestdeutsche Jazzszene zu bekommen. Um 20 Uhr beginnt das erste Set mit wechselnden Besetzungen aus Profi-Jazzmusikern, immer häufiger bereichert durch Kollegen aus dem niederländischen Groningen. Danach heißt es „Bühne frei" für alle, die mit einsteigen möchten. Dieses Angebot ist angesichts des regelmäßig „vollen Hauses" bei den Oldenburger Jazzfans sehr beliebt.

Der Alluvium-Clubabend – jeden Monat ein anderer DJ

Im Sommer 2013 meldete sich ein Uwe Tiedemann beim Alluvium, um sich für ein Konzert Karten reservieren zu lassen. Es zeigte sich, dass er leidenschaftlich Schellackplatten mit dem Schwerpunkt Jazz sammelt. Er war auf Nachfrage sogar bereit, im „Wilhelm13" seine Platten einem Publikum vorzustellen. Am 30. Januar 2014 war es schließlich so weit. Beim ersten Clubabend legte Uwe W. Tiedemann Schellack-Swing-Platten aus den 30er- und 40er-Jahren auf, abgespielt mit einem „modernen" Diamant-Tonabnehmersystem. Doch auch ein rein mechanisches Koffer-Grammofon ertönte. Bis zu 50 Jazzbegeisterte ließen sich ihr Bier schmecken und probierten selbst gemachten Zwiebelkuchen mit Endiviensalat, die Nordwest-Zeitung hatte einen Reporter geschickt, die Künstlerin Anja Wockenfuß machte Fotos und Alluvium-Urgesteine wie Max Steffens und Charly Ahlers schauten vorbei. Es stimmte einfach alles!

Am 13. Februar fand der zweite Clubabend statt. Olli Herbolzheimer legte auf. Das Ensemblemitglied des bekannten Oldenburger A-cappella-Chors „Jaco de Musio" kam durch seinen Vater Peter Herbolzheimer schon früh in Kontakt mit hochkarätigem Jazz. Als seine erste musikalische Erinnerung legte er allerdings eine Instrumentalfassung der Westside-Story auf, als Abschluss seine aktuelle Lieblings-CD – das neue Album von Sting. Dazwischen gab es Schnittchen mit selbst gemachtem Aufstrich, „Muttis Kartoffelsalat", aber auch wirklich jede Menge tollen Jazz! Von Swing mit Sinatra, Nat King Cole und Bing Crosby über lyrische Töne von Chet Baker, Funk von Tower Of Power bis hin zu Jazzrock von Kraan inklusive Exkursen in die Pop- und Rockabteilung reiste er gemeinsam mit den Zuhörern in seine musikalische Vergangenheit und wieder zurück. Seine trockenen Kommentare waren denen eines Radiomoderators würdig.

Vorstandssitzung im „Club-Mobil": Torsten Wurmbach, Hayo Prass und Jörn Anders. Foto: Anja Wockenfuß

Abschließend sei noch die von Jürgen Biella neu erstellte Webseite www.jazzclub-alluvium.de mit dem aktuellen Programm und unter anderem weiteren Fotos von Anja Wockenfuß erwähnt. Übrigens finden Sie dort auch eine Wegbeschreibung.

Der etwas andere Förderverein

Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe: der Verein „Lebendiges Museum e. V.“

Von Doris Weiler-Streichsbier

Links: Die „UnARTigen Jungen Freunde“ in der „Langen Nacht der Museen“. Foto: Raphael Krämer
Rechts: Übergabe von „Tedel“ im Stadtmuseum. Foto: Katrin Zempel-Bley

Besuchern Oldenburger Kunstinstitutionen fällt bei ihrer Suche nach Informationen am Museumstresen oder in den Ständern häufig auch ein blauroter Flyer in die Hand, der auf dem Titel bereits verheißt „Wir ebnen Wege zur Kunst“.

Der interessierte Kunstfreund wird sich fragen: Welche Zielgruppen sind damit gemeint? Wie lassen sich Hürden zum Kunst- beziehungsweise Kulturgenuss überwinden? Und wer verbirgt sich hinter dem „wir“?

Seit 1992, dem Jahr seiner Gründung, hat sich der Verein „Lebendiges Museum e. V.“ die Förderung museumspädagogischer Konzepte und die Unterstützung von Kontakten Oldenburger Kunst- und Kulturinstitutionen mit Schulen, Kindergärten, Seniorenheimen, der Universität etc. zum Ziel gesetzt. Bis 2012 beschränkte sich die gezielte Förderung auf die Aktivitäten des Landesmuseums für Kunst- und Kulturgeschichte, seither hat sich der Verein auch den Städtischen Häusern (dem Stadtmuseum Oldenburg, dem Horst-Janssen-Museum, dem Edith-Ruß-Haus) und dem Oldenburger Kunstverein geöffnet. Die Bandbreite der finanziellen Zuwendungen ist groß. Neubürger wurden ebenso unterstützt wie Kitas und Schulen, Museumsaktionen und Lesungen. Ein Audioguide für die museumspädagogische Sonderausstellung „Kinderzeit“ im Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte und der Kinderführer „Zu Besuch bei Tedel – eine Entdeckungstour durch das Stadtmuseum“ konnten mitfinanziert werden. Eine erhöhte Bereitschaft zur Förderung zeigt der Verein, wenn es gezielt um Vermittlungsangebote an bisher kulturferne Mitbürger geht.

Dazu zählen unter anderem Führungen für die Diakonie, „Deutschlernen von Medienkunst aus“, etc. Einen besonderen Stellenwert nahm im letzten Jahr die Anschubfinanzierung der „UnARTigen jungen Freunde des Oldenburger Kunstvereins“ ein, eines losen Zusammenschlusses junger Menschen im Alter von 16 bis 25 Jahren, die sich jungen Kunstpositionen öffnen und sich mit Gleichgesinnten austauschen. In diesem Jahr stehen unter anderem die Themen Inklusion und Migration auf der Liste der Fördermaßnahmen.

All diese Aktivitäten mit dem Anspruch auf Attraktivität und Nachhaltigkeit werden von 120 Mitgliedern getragen und von einem ehrenamtlich arbeitenden Vorstand begleitet. Die Mitgliedsbeiträge und gelegentliche, immer hoch willkommene Spenden ermöglichen es, das eine oder andere finanzielle Defizit explizit in der museumspädagogischen Vermittlungsarbeit der Häuser aufzufangen.

Die Mitglieder, die sich auf diese Weise für die Auseinandersetzung mit dem kulturellen Erbe engagieren, kommen in den Genuss des freien Eintritts in die geförderten Häuser, von Sonderführungen und ausgewählten Exkursionen unter Leitung von Uwe Bölts (ARS VIVENDI-Kulturreisen) zu besonderen Ausstellungen und kulturellen Highlights in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Dänemark, etc. Dass diese Reisen auch immer unter musikalischen und kulinarischen Aspekten durchgeführt werden, trägt dazu bei, dass sie sich bei den Teilnehmern großer Beliebtheit erfreuen. Kleinere Tagesausflüge werden von einem Vorstandsmitglied ausgearbeitet und angeboten. Nach Bremen, Fischerhude, Dangast und Jever in der Vergangenheit sind die Reiseziele in diesem Frühjahr die Bremer Picasso-Ausstellung und ein Besuch der Ausstellung zur deutschen Malerei des 18. Jahrhunderts in Gut Altenkamp. Derartige Angebote haben für die Mitglieder neben dem eigenen Kunstgenuss auch einen sozialen Mehrwert: die Begegnung mit anderen, die den Verein zu dem machen, was er sich auf die (nicht vorhandene) Vereinsfahne geschrieben hat – eine aufgeschlossene, lebendige Gemeinschaft von Förderern zu sein, die allen Mitbürgern einen barrierefreien Weg zur Kunst durch finanziell abgesicherte Vermittlungsprogramme der einzelnen Kunsthäuser ermöglichen möchte.

Nähere Informationen unter www.lebendiges-museum-oldenburg.de

Jan A. Ahlers †

Ein persönlicher Nachruf

Franz Radziwill: Strandszene, 1921, Aquarell, Postkarte an Ernst Beyersdorff. Leihgabe Ahlers Pro Arte in Erinnerung an Adolf Ahlers. Foto: Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Sven Adelaide

Wenige Tage, nachdem ich im Mai 2010 als Direktor des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte ins Amt und nach Oldenburg gekommen war, gab mir ein befreundeter Kunsthändler aus Bremen den Tipp, den Sammler, Mäzen und Unternehmer Jan A. Ahlers in Herford anzuschreiben, um ihn über unsere künftigen Projekte auf dem Laufenden zu halten und ihn über das neu erwachte Interesse an dem Aufbruch Oldenburgs in die Moderne zu unterrichten: Dies war der Beginn eines bewegenden Dialogs mit dem am 22. Dezember 1934 in Oldenburg Geborenen und am Silvesterabend des vergangenen Jahres Verstorbenen, der zuletzt lebhaften Anteil an der Wiederentdeckung der Geschichte der Moderne in Oldenburg genommen hat und zu den wichtigsten Förderern des Landesmuseums wurde.

Mit großer Anteilnahme und innerlich berührt erinnerte sich Jan Ahlers an seine Kindheit in Oldenburg und die Oldenburger Wurzeln der von ihm jahrzehntelang mit großem Erfolg geführten Ahlers AG, einem börsennotierten Mode- und Textilunternehmen, zu dem heute die Marken Baldessarini, Otto Kern und Pierre Cardin gehören.

Sein Vater Adolf Ahlers hatte 1919 in Jever eine Tuchgroßhandlung gegründet, die er 1925 nach Oldenburg und schließlich, erweitert um eigene Produktionsstätten, nach Herford verlegte.

„Bis zum Jahre 1935 betrieb mein Vater seine Tuchgroßhandlung in Oldenburg – in der Amalienstraße, ganz in der Nähe von der Elisabethstraße, wo Dr. Beyersdorff wohnte. Meine Eltern wohnten damals in der Gartenstraße 8, dort verbrachte ich meine ersten Lebensjahre“, schrieb Jan A. Ahlers 2010 nach Oldenburg: „Meine Mutter war mit Ihrem Amtsvorgänger Gustav Vriesen befreundet, auch mit Horst Janssen, dessen Vater bei meinem Vater Kunde war, dort englische Tuche kaufte …“

Mit dem Oldenburger Landgerichtsrat Ernst Beyersdorff, dem frühen Sammler und Förderer der Brücke-Künstler, teilten Jan Ahlers und seine Mutter die Begeisterung für die Kunst der Moderne, insbesondere des Expressionismus. Doch an den Aufbau einer Sammlung war während der frühen Jahre des Auf- und Ausbaus des Textilunternehmens noch nicht zu denken. So erinnerte sich Jan A. Ahlers an die verpasste Möglichkeit, Anfang der Fünfziger-Jahre von der Herforder Sammlerin Hertha Koenig das Jahrhundertbild „Les Saltimbanques“ von Picasso zu erwerben: „Hertha Koenig, im Sommer wohnansässig auf Gut Böckel ganz hier in der Nähe, war mit meiner Mutter befreundet, war Mitglied im Herforder Kunstverein. Sie sagte meiner Mutter, dass sie das Bild bald verkaufen wolle, sie müsse 50.000 DM dafür haben. Mein Vater wollte aber damals lieber Nähmaschinen kaufen …“

Was seinen Eltern versagt bleiben musste, wurde für Jan A. Ahlers zur Passion. Über viele Jahre baute er Sammlungen auf, gründete gemeinsam mit seiner Tochter Stella die Stiftung Ahlers Pro Arte/Kestner Pro Arte und förderte verschiedene Museen.

Mit dem plötzlichen Tod von Jan A. Ahlers in der Silvesternacht 2013 verliert auch das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg einen bedeutenden Freund und Förderer. Die leidenschaftliche Anteilnahme, mit der er das Erinnern und das Anknüpfen an Oldenburgs Aufbruch in die Moderne begleitet hat, werde ich vermissen: Wenige Tage vor Heiligabend noch rief er an und bedankte sich für die Neujahrskarte unseres Museums, die die Reproduktion eines Aquarells zeigte, das Fritz Stuckenberg auf einer Postkarte an Ernst Beyersdorff gesandt hatte. „Und grüßen Sie Oldenburg von mir!“, waren seine letzten Worte während dieses Telefonats. Seine Begeisterungsfähigkeit wird mir eine Verpflichtung bleiben.

Rainer Stamm
Direktor Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

kurz notiert

Der Oldenburger Schriftsteller **Klaus Modick** erhielt am 4./5. November 2013 ein Jahresstipendium des Deutschen Literaturfonds Darmstadt für ein Romanprojekt. In dem Roman, der im Frühjahr 2015 erscheinen soll, befasst Modick sich mit der Beziehung zwischen Heinrich Vogeler und Rainer Maria Rilke in der Künstlerkolonie Worpswede um 1900.

Das Oldenburger **Computer-Museum** unter Leitung von Thiemo Eddiks hat seine bisherigen Räumlichkeiten in der Neuen Straße 2 in Oldenburg aufgegeben und ist in die ehemalige Hauptpost am Bahnhofsplatz 10 gezogen. Am 16. November 2013 feierte das Museum dort sein fünfjähriges Bestehen. Im Frühjahr 2014 soll die Ausstellung dort wiedereröffnet werden.

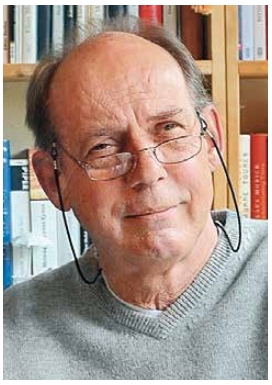
Computer-Museum. *Foto: Thiemo Eddiks*

Zum Gedenken an den NS-Widerstandskämpfer Kaplan **Ernst Henn** (1909 – 1945) wurde am 20. November 2013 am Gebäude der Volksbank in der Osterstraße in Cloppenburg eine Tafel enthüllt. Dort stand bis 1973 die alte St.-Joseph-Kirche („Kleine Kirche"), in der Kaplan Henn in seinen Sonntagspredigten die mörderische Nazi-Ideologie anprangerte.

Die Oldenburger Kammersinfonie unter Leitung von **Thomas Wiegmann** spielte am 24. November 2013 im Oldenburger Schloss die 3. Sinfonie d-Moll op. 67 des am Jahresanfang verstorbenen Oldenburger Komponisten **Thomas Schmidt-Kowalski** (1949 – 2013). Die 3. Sinfonie ist bereits 2006 und 2008 vor jeweils 2.000 Zuhörern in Mexiko-Stadt aufgeführt worden.

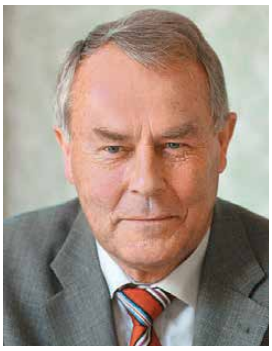
Neue Leiterin der **Universitätsbibliothek Vechta** ist seit November 2013 **Dr. Cindy Leppla**. Die gebürtige Kaiserslauternerin beendete ihr Studium der Chemie mit der Promotion in Mainz und ließ sich dann im höheren Bibliotheksdienst ausbilden. Sie tritt die Nachfolge von **Dr. Gunter Geduldig** an, der im Sommer 2013 nach 35 Jahren in den Ruhestand trat.

Der Oldenburger Künstler **Volker Kuhnert** feierte am 4. Dezember 2013 seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlass zeigte seine Galerie Art Forum in der Katharinenstraße 4 in Oldenburg unter dem Titel „lichtwärts" eine Retrospektive mit Perforgrafien, Gemälden, Zeichnungen, Plastiken und Lichtobjekten von Volker Kuhnert.



Klaus Modick. *Foto: Peter Kreier*

Ernst Henn



Ernst-August Bode. *Foto: Peter Kreier*

Hartmut Frerichs. *Foto: Peter Kreier*

Die Universitätsbibliothek Oldenburg, die Bibliotheken der Jade Hochschule und die Landesbibliothek Oldenburg haben ihre neue Suchmaschinentechnik **ORBISplus** freigeschaltet. Neben Büchern, CDs, Videos und E-Books sind damit auch Artikel in gedruckten und elektronischen Zeitschriften zu finden. Während der Vorgänger ORBIS die Recherche in 1,7 Millionen Datensätzen ermöglichte, bietet ORBISplus den Zugriff auf 50 Millionen Datensätze.

Ernst-August Bode, Vizepräsident der Oldenburgischen Landschaft und Kommunalpolitiker im Landkreis Oldenburg, erhielt für sein langjähriges gemeinnütziges Engagement am 20. Januar 2014 in Dötlingen das Bundesverdienstkreuz.

Sara-Ruth Schumann, frühere Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg, wurde am 21. Januar 2014 mit dem Großen Stadtsiegel der Stadt Oldenburg geehrt.

Der Musiker **Gerd Brandt** erhielt am 24. Januar 2014 den Wilhelmine-Siefkes-Preis der Stadt Leer. Gerd Brandt lebt in Neustadtgödens (Landkreis Friesland) und gründete 1979 in Jever die Friesenfolkgruppe „Laway".

Am 31. Januar 2014 feierte **Horst Kolter**, Gründer und Leiter des Druckereimuseums Sandkrug, seinen 80. Geburtstag.

Hartmut Frerichs, Vizepräsident des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und Vorstandsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, wurde am 1. Februar 2014 mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Die Auszeichnung nahm der Cloppenburger Landrat Hans Eveslage vor.

Das Künstlerhaus Hooksiel in der Gemeinde Wangerland wird seit 1. Februar 2014 von **Renate Janssen-Niemann**, der langjährigen Leiterin der Grundschule Carolinensiel, geleitet. Die bisherige Leiterin **Maria Diederichs-Bolsenkötter** gab ihr Amt nach zweieinhalb Jahren ab.

Der Philosoph **Professor Dr. Rudolf zur Lippe**, der bis 2002 Ästhetik an der Universität Oldenburg lehrte und viele Jahre im Abthaus des Klosters Hude lebte, erhielt am 5. Februar 2014 in Oldenburg die Ehrenmitgliedschaft der Karl-Jaspers-Gesellschaft.

Am 7. Februar 2014 starb im Alter von 69 Jahren Dipl.-Ing. **Nikolaus Neumann**, früherer Stadtbaurat der Stadt Lingen (Ems)

Versuch ein Buch!

Aktionswoche der Bibliotheken im Oldenburger Land zum Welttag des Buches *am 23.4.2014*

21.–30.4.2014

oldenburgische landschaft

Eine Initiative der Arbeitsgemeinschaft Bibliotheken

www.bibliotheken-oldenburger-land.de

So lautet in diesem Jahr das Motto zur Aktionswoche der Bibliotheken im Oldenburger Land. Sie beginnt am 21. April 2014. Dabei bieten die Bibliotheken in und um Oldenburg bis zum 30. April 2014 allen Interessierten mehr als 50 Veranstaltungen für Klein und Groß rund um das Buch an.
Es finden Autorenlesungen mit musikalischem und kulinarischem Rahmen für Erwachsene statt, Bücherflohmärkte und Tauschaktionen, aber auch Bibliotheksführungen werden angeboten. Jugendliche können sich auf die Spuren von Sherlock Holmes begeben, an einer literarischen Schnitzeljagd teilnehmen oder „Die phantastische Nacht des Buches" miterleben. Und auch die Kleinsten werden spielerisch mit „Käpt'n Knitterbart" und Co. an das Thema Lesen herangeführt. Für sie gibt es Vorlese- und Bastelnachmittage. Die Ausstellung „Versuch ein Buch!" zeigt verschiedene Plakatentwürfe, die im Rahmen eines Wettbewerbs entstanden sind und der Aktionswoche mit dem Gewinnerplakat ein neues Gesicht gegeben haben.

Leevde mit in't Spill

Kann Gröönkohl so groot upscheten? Wo kann so en Strunk in en Ollnborger Garden groien? Dat geit, wenn dor de Leevde mit in't Spill is. Bi dat Gröönkohleten van den Ollnborger Kring e. V. 2014 in den Müggenkroog hett Uta Pille den eersten Pries wunnen un wurd van de Körkommission för ehren Superstrunk, de de Lengde van 250 cm harr un en vullständig Krone, sattgröne Bläder mit peperig-söten Smack herwiesde, uttekent. Se is nur för een Jahr Kohl-Groothertog'sche van den Kring bit in das Jahr 2015.

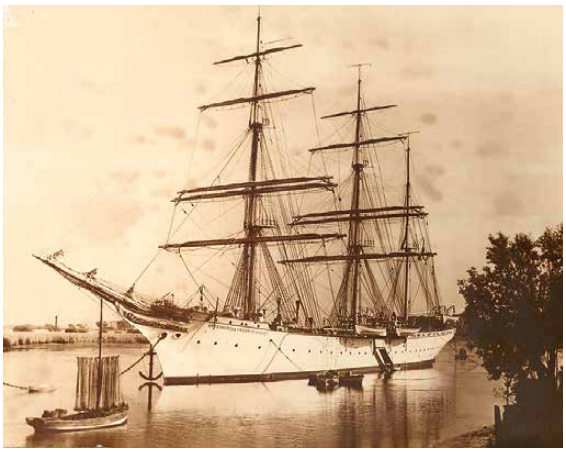
Foto: Uta Pille

und Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Baudenkmalpflege der Oldenburgischen Landschaft.

Am 8. Februar 2014 feierte der leitende Bibliotheksdirektor a. D. **Professor Dr. Walter Barton**, Träger der Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft, seinen 90. Geburtstag.

Der Heimatforscher **Hans Ney** aus Hooksiel (Wangerland), Träger der Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft, feierte am 10. Februar 2014 seinen 90. Geburtstag.

Vor 100 Jahren, am 14. Januar 1914, fand der Stapellauf des Segelschulschiffes **Grossherzog Friedrich August** auf der Werft von Joh. C. Tecklenborg in Geestemünde (heute Bremerhaven) statt. Die 98 Meter lange Bark wurde für den Deutschen Schulschiff-Verein gebaut und nach dem oldenburgischen Großherzog benannt. Sie gelangte nach dem Ersten Weltkrieg 1919 als Reparationsleistung nach England und wurde 1923 nach Norwegen verkauft, wo sie den Namen **Statsraad Lehmkuhl** erhielt. Vom 25. bis 27. Juni 2014 findet im Neuen Hafen der Stadt Bremerhaven eine große Feier für den ältesten noch aktiven Schulsegler statt.



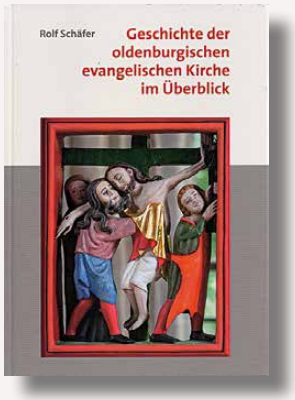
Die Statsraad Lehmkuhl. *Foto: Schiffahrtsmuseum Unterweser*

Im Dezember 2013 erfolgte der Abriss der sogenannten **Pestalozzi-Schule** an der Cloppenburger Straße/Ecke Gorch-Fock-Straße im Oldenburger Stadtteil Osternburg. Das klassizistische Backsteingebäude aus dem Jahr 1831 wurde unter anderem als Mädchenschule Osternburg, Maschinenbauschule, Volksschule und Sonderschule genutzt. Es handelte sich offenbar um das letzte Gebäude, das der bedeutende Oldenburger Architekt Heinrich Carl Slevogt (1787 – 1832) schuf.

Pestalozzi-Schule. *Foto: Anna-Lena Sommer*

Neuerscheinungen

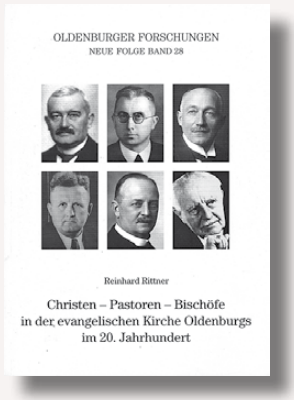
Die Untersuchung befasst sich mit dem Umgang mit psychisch kranken Marinesoldaten im Zweiten Weltkrieg. Der Verfasser hat hierfür Krankenakten von Soldaten ausgewertet, die Patienten in den Marinelazaretten in Wilhelmshaven und Sanderbusch sowie in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen waren. Dabei stellt er neben anderem auch die Verstrickung der Kriegsmarine und ihres Sanitätsdienstes in die Sterilisation und Ermordung psychisch erkrankter Marinesoldaten dar. Die verdienstvolle Arbeit veranschaulicht damit das verbrecherische Wesen des Nationalsozialismus und seiner Protagonisten.
Roman Behrens: Vernichtung lebensunwerter Soldaten? Die nationalsozialistische Militärpsychiatrie in der deutschen Kriegsmarine – das Beispiel Wilhelmshaven. Herausgegeben von der Oldenburgischen Landschaft, Oldenburger Studien Band 76, Isensee Verlag, Oldenburg 2013, 90 u. 18 ungez. S., Abb., ISBN 978-3-7308-1009-5, Preis: 19,80 Euro



Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Oldenburg bildet mit ihrem Zuständigkeitsbereich bis heute das historische Oldenburger Land ab. Sie gehört zu den prägenden Einrichtungen, die das Oldenburger Land kulturell und historisch ausmachen. Der Verfasser bietet auf 208 Seiten eine kompakte und sehr übersichtlich gegliederte Darstellung der oldenburgischen evangelischen Kirchengeschichte. Er beginnt dabei mit der mittelalterlichen Kirchengeschichte, weil die Kirchen der Reformation aus der alten Kirche hervorgegangen sind, und behandelt sein Thema bis in die jüngere Vergangenheit, bis ins Jahr 1970. Der schön bebilderte Band eignet sich bestens dafür, sich einen Überblick über diesen wichtigen Bereich der oldenburgischen Geschichte und Kulturgeschichte zu verschaffen. Damit löst er in jeder Hinsicht ein, was der Titel verspricht.
Rolf Schäfer: Geschichte der oldenburgischen evangelischen Kirche im Überblick, Isensee Verlag, Oldenburg 2013, ISBN 978-3-7308-1005-7, Preis: 19,90 Euro.

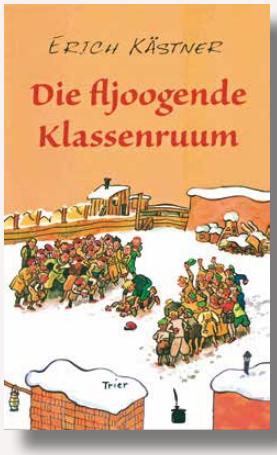
Oldenburger Frauen- und Mädchensport
Bereits im Jahr 2006 hat der renommierte Oldenburger Sporthistoriker Matthias Schachtschneider mit seiner 900-seitigen „Oldenburger Sportgeschichte“ die grundlegende Veröffentlichung zur Sportgeschichte in Oldenburg schlechthin geschaffen. Nun bietet er mit seinem Buch „Die Geschichte des Oldenburger Frauen- und Mädchensports“ auf fast 400 Seiten die erste umfassende Darstellung zu diesem wichtigen Thema. Die Geschichte des Oldenburger Frauen- und Mädchensports reicht bis ins Jahr 1820 zurück, als der Pädagoge Johannes Ramsauer mit systematischen gymnastischen Übungen für Mädchen begann. Es war aber noch ein weiter Weg, bis die sportliche Leistung von Frauen und Mädchen endlich ernst genommen und gesellschaftlich akzeptiert wurde. Heute sind 44 Prozent aller Mitglieder der Oldenburger Sportvereine weiblich. Der erste Teil des Buches behandelt die historische Entwicklung, der zweite Teil stellt den Frauen- und Mädchensport in den einzelnen Sportarten dar. Auch dem Sport von Behinderten und von Migrantinnen sind eigene Kapitel gewidmet. Dabei wird die Geschichte von Turnen, Gymnastik, Spiel und Sport immer im Lichte der jeweiligen politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse behandelt. Zahlreiche Fotos aus Vereins- und Privatarchiven veranschaulichen das Thema. Die Landessparkasse zu Oldenburg, der Stadtsportbund Oldenburg e. V. und die DWG Deutsche Wärme GmbH in Oldenburg haben das von der Oldenburgischen Landschaft herausgegebene Buch gefördert.
Matthias Schachtschneider: Die Geschichte des Oldenburger Frauen- und Mädchensports, Herausgeber: Oldenburgische Landschaft, Bürger Verlag, Edewecht 2014, 391 S., Abb., ISBN 978-3-00-044919-2, Preis: 14,80 Euro.

Übrigens:
Neue Publikationen zu oldenburgischen Themen finden Sie auf der Homepage der Landesbibliothek Oldenburg unter: www.lb-oldenburg.de/nordwest/neuerwer.htm



Es sind verschiedene Themen, die die Evangelische Kirche im Oldenburger Land im 20. Jahrhundert umtrieb und die in dem neu erschienenen 28. Band der Oldenburger Forschungen von Reinhard Rittner untersucht werden. Einen Schwerpunkt bildet das Zeitfenster von der NS-Herrschaft bis nach dem Zweiten Weltkrieg, ein Abschnitt in der Geschichte, der von Anpassung und Widerstand geprägt war, woraus unterschiedliche Lager innerhalb der Kirchenpolitik erwuchsen. Diese und weitere Ereignisse beschreibt der Autor – stets ausgehend von Menschen, die in unterschiedlicher Weise für die Kirche tätig waren. Ein besonderer Beitrag im Hinblick auf Kirche und Kunst behandelt den Kirchenmaler Hermann Oetken, der in Zusammenarbeit mit Achim Knöfel vom Denkmalschutz der Evangelische Kirche in Oldenburg entstand. Über 20 Jahre lang trug Rittner seine Studien zusammen und nutzte dabei neu erschlossene Quellen. In wissenschaftlich höchst anspruchsvoller Weise brachte der Autor diese Studien in die Form eines Buches, das interessierten Lesern Einblicke in die Kirchengeschichte des vergangenen Jahrhunderts in der Region des Oldenburger Landes bietet.
Reinhard Rittner: Christen – Pastoren – Bischöfe in der evangelischen Kirche Oldenburgs im 20. Jahrhundert, Oldenburger Forschungen, Neue Folge Band 28, hg. im Auftrage des Oldenburger Landesvereins, Isensee Verlag, Oldenburg 2013, 310 Seiten, ISBN 978-3-89995-998-7, 19,80 Euro.

Der Zuzug von beinahe 40.000 Heimatlosen machte Oldenburg 1945 schlagartig zur Großstadt. Obwohl die Stadt kaum zerstört war, brachte die Migration der Vertriebenen aus den ehemals ostdeutschen Gebieten viele Schwierigkeiten mit sich und sorgte reichlich für Konflikte unter Neubürgern und Alteingesessenen. **Claas Neumann** von der Universität Oldenburg beleuchtet in seiner Publikation zur Erinnerungskultur im Hinblick auf Flucht, Vertreibung und Integration am Beispiel Oldenburgs, wie die Geschehnisse in den späten 1940er- und frühen 50er-Jahren verarbeitet wurden. Fußend auf einem zunächst allgemeinen theoretischen Fundament zur Erinnerungskultur, führt der Autor dahin, wie Stadtverwaltung und Lokalpresse Oldenburgs auf unterschiedlichen Wegen ganz konkret eine gemeinsame Identität in der Stadt zu formen versuchten.
Das Thema Flucht, Vertreibung und Integration wurde in regionaler beziehungsweise lokaler Hinsicht bisher nur wenig untersucht, sodass Claas Neumann das Verdienst zukommt, mit seinen präzise formulierten und höchst interessanten Ausführungen diese Forschungslücke ein Stück weit zu schließen.
Claas Neumann: Medien, Praktiken und Akteure der öffentlichen Erinnerungskultur. Oldenburgs Gedenken an Flucht und Vertreibung im Zuge der 1950er Jahre, Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft, Band 13, BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Oldenburg 2013, 295 Seiten, ISBN 978-3-8142-2277-6, 19,80 Euro.



Eines der bekanntesten Werke des Schriftstellers Erich Kästner ist nun auch erstmalig in der Minderheitensprache Saterfriesisch erschienen. Mit **Die fljoogende Klassenruum** liegt das beliebte Jugendbuch nun in einer Übersetzung der saterfriesischen Autorin Gretchen Grosser vor. Das 1933 erschienene und bereits mehrfach verfilmte Buch zählt mittlerweile zu den Klassikern deutscher Jugendliteratur und behandelt neben dem Schulalltag und den Theaterproben um „Das fliegende Klassenzimmer“ auch die Rivalitäten zwischen Gymnasiasten und Realschülern. Mit den Kernbotschaften um die Freundschaft und dem Zusammenhalt sowie den Problemen in der Schule und der Familie hat Kästners Werk auch 80 Jahre nach der Ersterscheinung keinesfalls an Aktualität eingebüßt.
Nach den bereits von Gretchen Grosser erschienenen Übersetzungen von „Der kleine Prinz“ („Die litje Prins“, 2009) und „Struwwelpeter“ („Tuusterpäiter“, 2010) erschien 2013 mit „Die fljoogende Klassenruum“ ein weiteres bedeutendes Werk der Literaturgeschichte in der saterfriesischen Sprache. Damit beweist die Übersetzerin erneut, wie eindrucksvoll Saterfriesisch sich nicht nur als Alltagssprache, sondern auch als Literatursprache eignet.

Erich Kästner: Die fljoogende Klassenruum. Das fliegende Klassenzimmer, saterfriesische Ausgabe, In't Seelterfräisk uursät fon Gretchen Grosser, Taschenbuch, 143 S., zahlr. s/w Abb., Verlag Edition Tintenfaß, Neckarsteinach 2013, ISBN 978-3-943052-59-6, Preis: 13,90 Euro.

Hörspiel – Fritz Reuter: Ut de Franzosentid
Anlässlich des 200-jährigen Abzugs der napoleonischen Truppen und dem gleichzeitigen Ende der Franzosenzeit in Norddeutschland ist im Tennemann-Verlag Schwerin Fritz Reuters berühmte niederdeutsche Erzählung „Ut de Franzosentid“ aus dem Jahr 1859 als Hörbuch erschienen. Die auf zwei CDs gepresste NDR-Lesung des bekannten Vareler Schriftstellers und Hörfunkautoren Gerd Lüpke wurde bereits im November 1974 in Oldenburg aufgenommen. In humoresker Weise gelingt Reuter eine einzigartige niederdeutsche Studie des mecklenburgischen Kleinstadtlebens unter der französischen Besetzung, die sich mit der einfühlsamen Stimme Gerd Lüpkes zu einem wahren Hörgenuss entwickelt.

Fritz Reuter: Ut de Franzosentid, gelesen von Gerd Lüpke. Mit einem ausführlichen Booklet von Rainer Schobeß. Hörbuch-Edition als Box mit 2 CDs, Gesamtspieldauer: 2:21:39, Tennemann media, ISBN 978-3-941452-28-2, Preis: 19,95 Euro.

Ursula Wacker – eine Frau mit Herzensbildung

Foto: Hans Begerow

Über viele Jahre hatte ich das große Glück, an der Seite von Ursula Wacker (8. 9. 1928 – 14. 1. 2014) das Nordwestdeutsche Schulmuseum Zetel-Bohlenbergerfeld zu betreuen. Mit der ihr eigenen menschlichen Wärme und großem Fachwissen hat sie mich in der Anfangsphase unserer Zusammenarbeit mit der Schulgeschichte und den besonderen Verhältnissen in der friesischen Wehde vertraut gemacht. Ursula Wacker stammte aus einer Lehrerfamilie und war selbst Pädagogin mit Leib und Seele. Nach der Geburt ihrer drei Kinder und einer Erziehungszeit hat sie viele Jahre als Lehrerin unter anderem auch in der Grundschule in Zetel-Bohlenbergerfeld gearbeitet. Bildung, Kultur, Musik und insbesondere deren Vermittlung galt ihr Interesse und ihre Leidenschaft.

Zusammen mit ihrem Mann Bodo Wacker hat Ursula Wacker 1978 das Nordwestdeutsche Schulmuseum in Zetel-Bohlenbergerfeld gegründet und dieses auch von 1994 bis 2003 ehrenamtlich geleitet. Mit Hartnäckigkeit und Weitsicht hat sie sich stets für den Ausbau und die Professionalisierung des Museums eingesetzt. Hier engagierte sie sich in fachspezifischen Initiativen wie der Arbeitsgemeinschaft der deutschsprachigen Schulmuseen und hat immer auch den Kontakt zu verschiedenen Institutionen wie Universitäten und der Oldenburgischen Landschaft gepflegt. 2003 erhielt Ursel Wacker für ihre ehrenamtlichen Verdienste um die Oldenburgische Geschichte die Landschaftsmedaille.

Auch die umfangreiche Sammlung des Museums, die neben Schulwandbildern, Lehr- und Lernmitteln viele weitere schulgeschichtliche Dokumente umfasst, geht auf das Engagement der Eheleute Wacker zurück und gehört heute zu den umfangreichsten und qualitätvollsten Beständen dieser Art in Deutschland. Ursula Wacker hat mit zahlreichen Sonderausstellungen immer wieder Akzente gesetzt und durch eine intensive Vermittlungsarbeit das Museum für ein breites Publikum interessant gemacht. Als Beiratsmitglied unterstützte sie in dieser Hinsicht auch den Heimatverein Zetel und erforschte viele Themenfelder der Regionalgeschichte. Ihr kam es immer darauf an, viele Menschen für schulgeschichtliche Fragestellungen zu interessieren und so den breiten Bildungshorizont für alle, in einem ganz demokratischen Sinne, zu öffnen.

Ursula Wacker besaß Herzensbildung. Dieses etwas altmodische Wort passt sehr gut zu ihrer innerer Haltung den Menschen gegenüber, die damit mir und vielen anderen, die sie gekannt haben, in diesem Sinne stets ein großes Vorbild bleiben wird.

Antje Sander

„Dat Ole ehren; dat Nee'e lehren un gegen dat Slechte sick wacker wehren" – Günter Osterloh is van us gahn

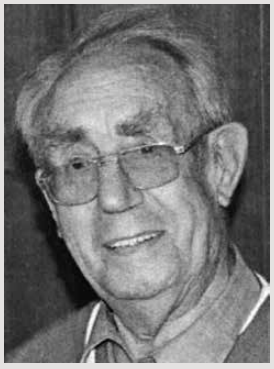


Foto: privat

Dat weer jümmers de Spröök ünner de Günter Osterloh sien Wark un Doon sett het. An'n 2. Januarmaand 2014 is he bi en Automalör van us gahn.

He is 1931 in Ollnborg born worrn un is in't Jeverland un Ammerland upwussen. Läbenslang hett he in Ollnborg för dat Plattdüütsche in Vereensläben, in Späälkrings un in de School mit völ Ideen un Doon mitwarkt. He weer van Professchon Studiendirektor in de School för Gehörlose in Ollnborg. Hier hett he van 1974 bit 1993 de Leit för de Früherziehung hat. In de nedderdüütsch Heimatbund „De Spieker" in Ollnborg weer he van 1957 bit 2006 de Kringbaas för de Späälkring mit över söbentig Späälkoppels. He is de eenzig Kringbaas mit haast fieftig Johrn Amtstiet. Dorför kreeg he 2006 de „Gollen Ehrennadel" van de Spieker. Ok up de Bühn van de August-Hinrichs-Bühne an dat Staatstheoter in Ollnborg hett he faken sülben stahn un in mennigeen Upföhrungen sien Talent as Schauspeeler in eernsthaftig Rullen upwiest. Över fieftig Johr laang hör he to de Ensemble van de AHB. Van de „Ollnborger Kring" weer he dartig Johr laang – van 1978 bit 2009 – de Baas. He weer dor de Nafolger van de legendäre Heini Diers. Butendem weer he siet 2007 Maat bi de Ollnborger Landskup un is dor Jurymaat bi de plattdüütsche Lääswettstriet ween. In't Johr 2003 hett he de gulden Stadtmedaille van de Stadt Ollnburg un 2006 de gulden Ehrennadel van „De Spieker" kregen.

Dat Nedderdüütsche, besünners tüschen Werser un Eems, weer em bi Snacken, Theoterspeelen un Schrieven en Hartenssaak.

Erhard Brüchert

Der Fluch des Kohlkönigs

Von Klaus Modick

Weißkohl mit Schweinebacke und Strullerwurst war von alters her das Leib- und Magengericht der Schildbürger. Sie waren so versessen auf diese derbe Kost, dass sie den Verzehr mit allerlei kuriosen Sitten und Gebräuchen garnierten. Einer dieser schrulligen Bräuche war die so genannte Kohlfahrt, bei der sich zur Winterzeit die Schildbürger in kleineren und größeren Gruppen zusammenfanden. Sie marschierten dann freiwillig stundenlang durch Eis und Schnee oder Regen und Matsch, wobei sie manchmal auch noch Holzkugeln vor sich her rollen ließen, kehrten dann in einem Gasthaus ein, verschlangen ihren geliebten Weißkohl mit Schweinebacken und Strullern, tranken dazu Bier und Korn und fühlten sich – wie der Dichter sagt – so kannibalisch wohl als wie fünfhundert Säue.

Bei diesen Kohlfahrten machten sich die Schildbürger auch einen besonderen Jux daraus, aus ihren Reihen einen Kohlkönig zu küren, und für die Königswürde kam natürlich immer nur derjenige in Frage, der am meisten gefuttert und gesoffen hatte. Deshalb wurden alle Teilnehmer bei Beginn der Kohlfahrt gewogen; ihr Gewicht wurde von einem Zeremonienmeister notiert, und nach dem Essen mussten dann wieder alle auf die Waage, um festzustellen, wessen Gewicht am meisten zugenommen hatte und wem somit Krone, Zepter und Amtskette gebührte. Und dann gab es großes Hallo und viel Gelächter und Tanz auf der Diele bis zum Morgengrauen und Bier und Korn bis zum Umfallen. Kurz: Was dem Rheinländer sein Karneval, war dem Schildbürger seine Kohlfahrt.

Jenseits der Stadtmauern Schildas schüttelte man über derlei Narreteien nur mitleidig den Kopf, über Kohl mit Strullern rümpfte man landauf, landab die Nase, und auch wegen anderer törichter Streiche, für die sie im ganzen Reich berüchtigt waren, gerieten die Schildbürger immer stärker ins Gerede. Deshalb überlegten Schildas Ratsherren, wie ihrem lädierten Ruf abzuhelfen und die Gunst des Landesfürsten erneut für sie zu erlangen wäre. Sie überlegten hin und her und her und hin und verfielen nach langem Grübeln auf die Idee, den Fürsten zu einem Weißkohlessen einzuladen und zu ihrem Kohlkönig zu küren.

„Aber was, wenn einer von uns mehr isst und am Ende mehr Gewicht zugenommen hat als der Fürst?“, gab ein Ratsherr zu bedenken.

„Wir ändern einfach die Regeln“, sagte der Bürgermeister. „Wir wiegen den König nicht mehr aus, sondern wir lassen ihn durch Kurfürsten wählen. Das ist auch viel demokratischer.“

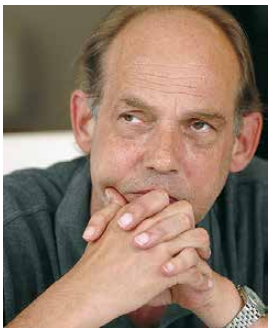
„Aber was, wenn die Kurfürsten dann einen anderen als den Fürsten zum Kohlkönig wählen?“

„Keine Bange. Ganz so demokratisch wollen wir schon nicht werden“, schmunzelte der Bürgermeister. „Es soll ja nur demokratisch aussehen. Unsere Bürger sind so sprichwörtlich dumm, dass sie es nicht bemerken werden. Und die Kurfürsten wissen natürlich im Voraus, wen sie wählen werden.“

„Und wer sind diese Kurfürsten?“

„Na, wer schon? Unsere Kaufleute, Geldverleiher, Faktoreibesitzer, Großbauern. Also diejenigen, nach deren Pfeife man in Schilda von alters her tanzte und immer noch tanzt, diejenigen, diejenigen, die von der Gunst des Fürsten am meisten profitieren.“

Ob dieses genialen Plans brachen die Ratsherren in lauten Jubel aus. Nur ein grauhaariger, zahnloser Alter hatte Bedenken. „Da liegt kein Segen drauf“, unkte er, „wenn wir mit den von unseren Vorvätern geerbten Traditionen brechen. Das wird böse enden.“



Klaus Modick wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss“ eine Kolumne.
Foto: Peter Kreier

„Ach, halt den Mund, du alter Spökenkieker“, sagten die Schildbürger und schickten einen Boten zum Landesfürsten, dass ihm höchstselbst die Kohlkönigswürde Schildas winken würde, käme er nur zu ihrem Essen.

Zwar schauderte es den Fürsten beim bloßen Gedanken an Kohl mit Strullern, Bier und Korn, aber weil er die Schildbürger, die ihm tüchtig Steuern in die Schatulle zahlten, nicht vor den Kopf stoßen wollte, griff er zu einer Notlüge, heuchelte Bedauern und ließ ausrichten, wegen dringender Geschäfte leider nicht nach Schilda reisen zu können.

Da hatte er aber die Rechnung ohne die Schildbürger gemacht. „Wenn der Fürst nicht zum Kohl kommt, kommt der Kohl eben zum Fürsten“, sagten sie, beluden ein Ochsengespann mit Weißkohl und Kartoffeln, Schweinebacken und Strullern, Bierfässern und Kornbuddeln, und karrten alles in die Hauptstadt. Da staunte der Fürst, und weil er sich so dumme und treue Steuerzahler wie die Schildbürger nicht abspenstig und so mächtige Leute wie die Kurfürsten gefügig halten wollte, machte er gute Miene zum abgekarteten Spiel. Da er wusste, dass die Kurfürsten nur so tun würden, als kürten sie ihn, tat auch der Landesfürst nur so, als schmeckte ihm das Essen. Eine Krone wurde ihm nicht aufgesetzt, sondern nur eine lächerliche Kette aus viel Talmi und Blech um den Hals gehängt, und aus lauter Erleichterung, dass endlich alles vorbei war, versprach der Landesfürst, sich ein Jahr lang besonders innig um die Sorgen und Nöte der Schildbürger zu kümmern – was er dann auch tat, indem er zum Stadtjubiläum eine Glückwunschbotschaft schickte.

Und weil das alles so gut geklappt hatte, beschlossen die Schildbürger, alle Jahre wieder ihr Kohlessen in der Hauptstadt zu veranstalten. Zu Kohlkönigen kürten sie neben den jeweils regierenden Landesfürsten besonders gern Hofbeamte, Minister und andere Schranzen, von denen sie sich Protektion und Vorteile erhofften. Zwar wurden diese Hoffnungen stets enttäuscht, weil die Kohlkönige es dabei bewenden ließen, auf dem Weihnachtsmarkt von Schilda an einem Glühwein zu nippen oder auf der Kirmes von Schilda durch Beriechen einer Bratwurst Volkstümlichkeit zu simulieren, aber die Schildbürger waren es trotzdem zufrieden.

Nun geschah es aber, dass ein Großbauer, dessen Ländereien im Umland von Schilda lagen, Minister des Fürsten wurde und deswegen auch bei nächster Gelegenheit prompt zum Kohlkönig gekürt wurde. Dieser ebenso dicke wie listige Großbauer konnte gewaltige Mengen Kohl in sich hinein schaufeln, war enorm trinkfest, verfügte über einen unerschöpflichen Vorrat an Zoten und schlüpfrigen Witzen und war darüber hinaus ein gewiefter politischer Strippen- und Drahtzieher. Seine Devise lautete, dass man sich ums Wohl der Allgemeinheit am besten sorgt, indem man sich um seinen eigenen Vorteil kümmert. Als seine Amtszeit als Kohlkönig vorbei war, hatten die Schildbürger ihn so in ihr Herz geschlossen, dass sie ihn am liebsten

zum Kohlkönig auf Lebenszeit ernannt hätten. Doch weil das nicht möglich war, beriefen sie ihn zum Vorsitzenden der Weißkohlkurfürsten. Damit war nun der Großbauer ein mächtiger Mann in Schilda und sorgte dafür, dass vor allem seine politischen Freunde Kohlkönige und seine Geschäftspartner Kurfürsten wurden.

Das ging so lange gut, bis die Schildbürger einen neuen Bürgermeister bekamen, der aus fremden Gegenden zugereist war. Ihm waren die Sitten und Gebräuche Schildas fremd, und der strippenziehende Großbauer war ihm ein Dorn im Auge, weil er wegen seines Einflusses im Kohlkurfürstenkollegium so mächtig und wegen seiner Zoten beim Volk so beliebt war. Der neue Bürgermeister wollte auch gern mächtig sein und geliebt werden. Deshalb setzte er den Großbauern als Kurfürsten kurzerhand ab, um fürderhin selbst darüber entscheiden zu können, wer Kohlkönig wurde und wer nicht.

Der Großbauer, der ein gerissener Ränkeschmied vor dem Herrn war, zog sich grollend und schmollend auf seinen Gutshof hinterm Deich zurück und sann auf Rache wider die Schildbürger und ihren hergelaufenen, neunmalklugen Bürgermeister. Als ihm nichts und wieder nichts einfallen wollte, erinnerte er sich an die alte Deichhexe, mit der er schon einige Male Intrigen und Kabalen ausgebrütet hatte. Als er sie in ihrer Kate aufsuchte, stand sie gerade am Herdfeuer und rührte einen übel müffelnden Zaubertrank zusammen.

Der Großbauer brachte sein Anliegen vor, aber die Deichhexe schüttelte nur mit dem Kopf. „Bei solchen politischen Affären mische ich nicht mit“, murmelte sie. „Das ist mir einfach zu neumodisch und zu profan. Wenn es um Zahnweh und Gliederreißen ginge oder um uralte Weisheiten, um Verwünschungen und Dämonen, um Sitten und Gebräuche unserer Urahnen und Vorväter, dann könnte ich etwas tun.“

Da durchzuckte den Großbauern ein Geistesblitz. „Die Schildbürger sind von der uralten Vätersitte abgefallen, nur den zum Kohlkönig zu küren, der beim Essen am meisten zugenommen hat“, raunte er verschwörerisch und mit petzendem Unterton.

„Heiliger Fliegenpilz!“ entfuhr es der Hexe. „Wenn das so ist, kann ich natürlich einen ziemlich wirksamen Fluch der alten Schule loslassen.“

„Was kostet denn so ein Fluch?“, erkundigte sich der Großbauer.

Die Hexe winkte ab. „Das mach ich aus Traditionsbewusstsein umsonst. Aber wenn du willst, kannst du mich ja zur Feier deiner Silberhochzeit einladen.“ Und dann strich sie ihrem schwarzen Kater dreimal über den gebuckelten Rücken und murmelte:

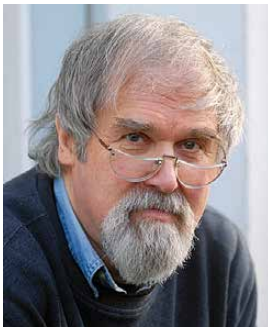
„Hokus Pokus Katzendreck,
Titel futsch und Ämter weg.
Zickezacke, Hühnerkacke,
Strullerwurst und Schweinebacke,
Bier und Korn und weißen Kohl,
ab sofort der Teufel hol.“

Natürlich war der Fluch der Hexe nicht wortwörtlich zu nehmen; der Leibhaftige holte sich weder Kohl noch Wurst, die zu essen für manche Gäste ja bereits Strafe genug war und vor denen es sogar den Gottseibeiuns grauste. Aber ab sofort zeigte sich ein merkwürdiges, unheimliches Phänomen: Wer auch immer zum Kohlkönig gekürt wurde, dem bekam diese zweifelhafte Würde schlecht. Die Politiker verloren Wahlen oder die Minister wurden aus ihren Ämtern gejagt, kaum dass sie Kohlkönig waren. Am Schlimmsten erging es solchen, die auch noch über Magister- oder Doktortitel verfügten: Kaum hing ihnen die Kette des Kohlkönigs am Hals, kam heraus, dass sie auf Teufel komm raus gemogelt und abgeschrieben hatten, und die Titel wurden ihnen mit Schimpf und Schande aberkannt.

Derweil saß der intrigante Großbauer hinterm Deich und rieb sich schadenfroh die Hände, freilich nur so lange, bis er selbst in den Kerker geworfen werden sollte, weil er seine Silberhochzeit --- aber das ist eine ganz andere Geschichte, über die unsere Chronik vielleicht später einmal berichten wird.

Die Schildbürger aber erinnern sich bis auf den heutigen Tag an den grauhaarigen, zahnlosen Alten. „Da liegt kein Segen drauf“, hatte er gesagt, „das wird böse enden.“

„Hätten wir doch auf ihn gehört“, sagen sie manchmal, aber dann essen sie doch wieder ihren Kohl mit Strullern und trinken Bier und Korn und sehnen sich nach einem Bürgermeister vom Schlage des dicken, listigen Großbauern.



Klaus Beilstein wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.
Foto: Peter Kreier

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

Finanzgruppe

ÖFFENTLICHE
LANDESBRANDKASSE
VERSICHERUNGEN OLDENBURG

www.oeffentliche-oldenburg.de